Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit — 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt . 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
([illegible] Nro. 8.)

Aus dem

Leben des Fürsten von Talleyrand.

Nach den hinterlassenen Papieren des Herrn M. Colmache,
Privatsecretairs des Fürsten,

herausgegeben

von

Madame Colmache.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1851.

Vorwort.

Keiner der französischen Staatsmänner hat in Europa einen Namen hinterlassen gleich dem des Fürsten Talleyrand. Er ist in unserm Jahrhundert eine diplomatische Autorität wie Macchiavelli im sechzehnten, und das Hotel Talleyrand in der Straße St. Florentin wird von den Schülern der Staatskunst mit nicht geringerer Verehrung besucht, als das weniger anspruchsvolle Haus des größten Meisters der englischen Dichtkunst zu Stratford.

Eine so glänzende und so öffentliche Laufbahn als die des Fürsten, mußte natürlich vielfältige Beurtheilung hervorrufen. Aber bis zu diesem Augenblick ist noch keine Geschichte seines Privatlebens und der Einzelheiten seiner frühern Jahre veröffent=

licht worden. Eine solche Geschichte konnte nur von Jemand geschrieben werden, der, im besonderen Vertrauen des Fürsten, Gelegenheit hatte, seinen Character zu studiren, und seine frühesten Kämpfe und Abenteuer zu erfahren.

Der Herausgeber dieses Werkes hatte mehr als jeder Andere Gelegenheit, Characterzüge aus dem Leben des Fürsten zu sammeln, und das Resultat, das jetzt dem Leser vorliegt, giebt ein interessanteres Portrait des großen Staatsmannes, als bis jetzt geliefert worden ist, da die Einzelheiten aus des Fürsten eigener Laufbahn, verbunden mit Anecdoten seiner Zeitgenossen, in einer anziehenden und neuen Manier erzählt, die Ereignisse des großen Drama's illustriren, in dem er eine so glänzende Rolle spielte.

Aus dem Leben des Fürsten v. Talleyrand.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Talleyrand in Valençay.

Es war im Herbste des Jahres 18 . ., als ich, Paris auf meinem Wege nach dem Süden berührend, es wagte meine visite de rigeur im Hotel Talleyrand, dem Meister der jungen Diplomaten zu machen, um, wenn es möglich, eine segnende Handauflegung vom Hohenpriester der Diplomatie zu erlangen, bevor ich, damals ein argloser Novize, es wagte, auf das unbekannte Meer der Diplomatie hinauszusteuern. Vielleicht regte sich auch im Innersten meiner Seele eine leise Hoffnung, neue Informationen über die verborgenen Klippen und Untiefen zu empfangen, die auf der unvollkommnen Charte, wie sie damals vor meiner Seele stand, nicht verzeichnet waren, um dadurch sicherer

und schneller als meine Kollegen in den Hafen der Ambassadeurschaft zu gelangen.

Ich hatte das Glück gehabt, den Fürsten Talleyrand in einer Gesellschaft beim Besitzer von P — Haus, während seiner letzten Anwesenheit in England zu treffen, so daß, als ich mit klopfendem Herzen mich Sr. Excellenz vorzustellen wagte, ihm nicht ganz fremd war.

Die Stunde war etwas spät für einen Morgenbesuch, als ich im Hotel vorsprach, aber es war mir von Jemand, der ihn sehr wohl kannte, gesagt worden, daß seine Stunde der Vertraulichkeit, Freundlichkeit und des Wohlwollens allein die Stunde vor dem Diner sei, und so beachtete ich, um mich auch in Kleinigkeiten berufsmäßig zu bewegen, streng die freundliche Andeutung.

Ich war nicht getäuscht worden, denn ich fand den Veteran der Diplomatie nach den Anstrengungen des Tages sein otium cum dignitate genießend. Er saß in einem bequemen Armstuhl, mit der eigenthümlichen Grazie zurückgelehnt, die trotz seiner Lahmheit jede seiner Stellungen und Bewegungen characterisirte. Ein Bündel Briefe und Neuigkeiten lag vor ihm auf dem Tische, einige lagen auf dem Boden umher, aber er hatte augenscheinlich in diesem Moment die Welt und alle ihre verdrießliche Politik vergessen und schaute mit

inniger Zärtlichkeit den Sprüngen seiner reizenden jungen Nichte zu, die an seiner Seite, ihre Arme auf die Lehne seines Stuhls gestützt, mit Carlo, dem großen englischen Hunde, dem Liebling und beständigen Begleiter des Fürsten, spielte.

Es würde für die Phantasie eines Malers schwer gewesen sein, eine interessantere, oder poetischere Situation zu schaffen, als die, welche sich mir so plötzlich präsentirte. Das lange goldene Haar des Kindes fiel in glänzenden Locken vorwärts und mischte sich mit den silbernen Massen, die bis zur letzten Stunde seines Lebens in üppigem Reichthum die ruhige Stirn des Fürsten beschatteten, und als er sich zu ihr niederbeugte, trat der Contrast zwischen dem schönen blühenden Gesicht des Kindes, von der Gluth der Jugend und der Aufregung des Spiels leicht geröthet und belebt, und dem kalten, undurchdringlichen Gesicht, den festen, marmornen Zügen des Fürsten, grell und schneidend hervor. Es war die dunkle, unbewegliche Vergangenheit, welche die geschäftige, lächelnde Zukunft zu fragen suchte; die alte Zeit nach einer einzigen rosigen Stunde haschend und dem Zauber gehorchend, so lange er währte. Es war ein Schatten der Vergangenheit über die ganze Scene ausgebreitet, die allein durch die reizende

Gestalt des jungen Mädchens mit der Gegenwart verbunden zu sein schien.

Das Zimmer, in welches ich eingetreten, war, obgleich im entresol, elegant und hoch und durch die hohen Flügelfenster warf die sinkende Herbstsonne ihre reichen goldenen Strahlen und schien über die Scene, die sie hier beleuchtete, Alles zu vergessen.

Ich hatte Muße, die Scene zu beobachten, denn das laute Gelächter des Kindes und das freudige Knurren und Bellen des alten Carlo hatte die Ankündigung meines Namens nicht unmittelbar zum Ohr seiner Excellenz gelangen lassen, und erst, als ich nur noch einen oder zwei Schritte von seinem Stuhle entfernt war, bemerkte er meine Anwesenheit. Er erhob sich nachlässig auf seinen Rohrstock gelehnt und empfing mich in einer so graziösen und hofmännischen Manier — einer Reliquie des alten régime — die weder die Revolution noch der Aufenthalt jenseits des breiten Oceans zu vernichten vermocht hatten. Diese milde und abgeschliffene Urbanität war das Attribut einer Menschenklasse, deren letzter Repräsentant er war, die aber jetzt für immer ausgestorben ist.

Meine Zusammenkunft mit ihm war nur kurz und die Unterhaltung bestand hauptsächlich in Fragen nach den Freunden, die er in England zurückgelassen, einigen

Fragen nach meiner Bestimmung, einer oder zwei Bemerkungen rücksichtlich des chargé d'affaires an dem Hofe, der meine Bestimmung — aber nichts weiter; und ich, der ich mich in weite Träume über reiche Anweisungen in Betreff meiner neuen Carriere eingewiegt hatte, war eben in Begriff mich zu empfehlen, ohne auch nur den kleinsten Fingerzeig rücksichtlich des Gegenstandes erhalten zu haben, der mir am meisten am Herzen lag, als er zu meinem Entzücken, mit dem sanften und gütigen Lächeln, das die Freundlichkeit der Rede des alten Mannes zum jungen so bedeutend erhöht, seinen huldreichen Worten über das Ziel und den Zweck meiner Reise hinzufügte: „Vous viendrez nous voir à Valençay?“

Und dann, als ob er nach seinem Grundsatz, „stets das Ende zu erwarten,“ alle Urbanität bis zuletzt aufgespart hätte, sagte er mir, daß er im Begriff sei, selbst dorthin zu reisen, daß ich ihn in Paris nicht mehr sehen würde, daß Valençay nicht weit aus meinem Wege liege, und die Freundlichkeit des Tons und der Blicke, welche die Worte begleiteten, ließ mich nicht an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln. So nahm ich die Einladung mit der fröhlichsten Bereitwilligkeit an und er bestimmte, bevor wir uns trennten, selbst den Tag unserer Begegnung — in Valençay!

In Valençay! Hier also sollte ich mit einem mächtigen Schritte, mit einem einzigen Sprunge viele schlimme Meilen auf der Hochstraße der Politik zurücklegen und außerdem den Rest der gefährlichen Reise leicht überstehen lernen. Mit diesen angenehmen Illusionen in meiner Seele eilte ich meine Geschäfte zu vollenden und mit hochklopfendem Herzen meine Reise fortzusetzen. Es war einer meiner täglichen Träume gewesen, der sich jetzt erfüllen sollte. Ich hatte oft gewünscht, den großen Staatsmann in seiner Zurückgezogenheit zu sehen, und jetzt stand ich im Begriff, ihn in den Stunden der Muße und des laisser aller zu beobachten, mit seinen erwählten Hausgenossen die Schätze seiner reichen Erinnerungen zu theilen!

Ich hatte gehört, daß es sein größtes Vergnügen war, in Valençay die Geister der Vergangenheit herauf zu beschwören und daß er hier unter ihnen zu leben und zu athmen schien; daß er hier seiner Vorsicht vergaß und sich nicht um die Zukunft kümmerte; daß alle seine Gedanken in der Vergangenheit waren und mit der Gegenwart nichts zu thun hatten.

Wechselweise verweilte er hier in den höfischen Salons jener Tage, welche der Revolution vorangingen, der Zeit, wie er sich ausdrücken würde, der Madame de Boufflers und der Marie Antoinette. Dann wurden

der rohe Convent — der grausame Republikanismus — die kriegerischen Gestalten des Kaiserreichs — die dämmernden Silhouetten der Restauration heraufbeschworen und zogen im bunten Gedränge vor der hingerissenen Zuhörerschaft vorüber, und mit solcher Wahrheit und Treue wurden sie geschildert, daß der Zuhörer glauben konnte, sie selbst gesehen und gehört und mit ihnen gelebt zu haben.

Valençay ist stets der Lieblingsaufenthalt des Fürsten gewesen. Er weilte hier, um Ruhe von den politischen Stürmen zu suchen, oder um Muth und Stärke für das zu sammeln, was sein nie irrender Prophetenblick als unausbleiblich voraussah. Er weilte hier, um der Ruhe zu genießen, deren er zuweilen bedurfte und es ist hier, wo er nach seinem eignen Wunsche für immer schläft.

Diese Erinnerungen müssen Valençay hinfort zu einem der wenigen Orte machen, die hier und da über unsere traurige Erde hingestreut sind, zu denen unsere Phantasie eilt und deren Andenken in unserer Seele lange zurückbleibt; es sind dies Orte, um welche das Gute, das hier geschehen, einen Glorienschein zieht, Wallfahrtsorte, welche der Reisende ohne Vorwurf nicht unbesucht lassen kann.

In meinem Falle und jung, wie ich war, kann es Niemand wundern, wenn ich mich mit Gefühlen der tief-

sten Ehrfurcht dem Orte nahte, wo der letzte große Staatsmann unserer Zeit residirte — der letzte wenigstens aus der Menschenklasse, die mit der gewaltigen Kraft ihres Genies, allein handelnd, ganze Nationen nach ihrem Willen lenken konnten. Meine Einbildung war indessen meinem Reisewagen weit vorausgeeilt und erwartete mich an den Thoren des Schlosses Valençay. Ich wurde bei meiner ersten Annäherung nicht getäuscht. Es ist ein edles und stattliches Gebäude, den royalistischen Gewohnheiten und Gefühlen des Mannes entsprechend, der damals einen blendenden Glanz über seine luxuriöse Zurückgezogenheit ausströmte.

Der dunkle Forst, durch welchen der Weg einige Meilen weit führt, verleiht der Scenerie eine Großartigkeit, die sonst diesem Theile Frankreichs vollständig fehlt. Die breiten maurischen Thürme des Schlosses, auftauchend und dann wieder verschwindend, bringen einen fast zauberischen Eindruck auf den Reisenden hervor. Nichts kann origineller sein, als die Erscheinung dieser weit sichtbaren Thürme, welche dem Gebäude ein Air orientalischer Größe verleihen. Sie wurden zu verschiedenen Zeiten gebaut und einer der ersten wurde dem Gebäude, das damals schon eine Mischung gothischer und mittelalterlicher Baukunst war, von M. de Luçay nach der Rückkehr von seinen Reisen im Orient beigefügt, und

seine weitglänzenden Kuppeln mit dem goldenen Wetterhahn auf der Spitze, erinnern sattsam an die Moscheen und Paläste asiatischer Städte.

Die Erscheinung des Schlosses gewinnt an Großartigkeit besonders durch eine Allee alter Wallnußbäume, durch welche im Augenblicke meiner Ankunft die Strahlen der Abendsonne über den grünen Rasen fielen und glänzende Streifen zwischen den dunkeln schwarzen Schatten zeichneten. Mein Reisewagen rollte in dieser prächtigen Allee dahin. Die fröhlichen Postillons, mit langen im Winde flatternden dreifarbigen Bändern, mit ihren Peitschen knallend und ihre wilden, dampfenden, mit Stricken geschirrten Pferde mit lautem Hollah vorwärtstreibend, gaben der Scene ein solches Air de régence, daß ich, mich im Wagen vorlehnend, mir fast selbst einbildete, der Held einer von Marivaux's entzückenden Novellen, einer seiner köstlichen Grafen von P. zu sein, im Begriff, seinen ersten Besuch einer bezaubernden, rebellischen, untreuen Gräfin von F. oder N. zu machen. Wäre dies wirklich der Fall gewesen, ich glaube nicht, daß der erwähnte Held mehr Unruhe gefühlt haben konnte, als ich, während der Wagen durch das Thor rollte und auf dem fürstlichen Perron vor dem Vestibul hielt.

Es war mir eine angenehme Beruhigung, von dem

Diener zu hören, der mich durch ein endloses Labyrinth von Treppen und Corridoren zu meinem Zimmer führte, daß die zahlreiche im Schlosse versammelte Gesellschaft sich nach dem gewöhnlich frühen Diner zerstreut hatte und das Gebäude in diesem Augenblick fast gänzlich verlassen war. Nichts konnte mir willkommener sein, denn es gewährte mir Zeit, meine zerstreuten Gedanken zu sammeln und mich in dem großen Empfangzimmer heimisch zu machen, empfangend nicht empfangen. Alle furchtsamen oder blöden Jünglinge werden die Bedeutung dieses Unterschiedes vollkommen zu würdigen wissen. Die Aussicht von den Fenstern dieses Zimmers war wundervoll schön. Ein alter, hübscher, bedeckter Gang, im Sommer einen kühlen, schattigen Platz und einen trockenen und angenehmen Spaziergang im Winter bietend, lag unmittelbar davor und durch jedes Bogenfenster erschien die reiche Landschaft in einem andern Rahmen. Die weite Ausdehnung des Parks mit seinem dunkeln Waldgürtel und der kleinen Stadt Valençay mit dem gothischen Thurm und den weißen in der Sonne glänzenden Dächern im Hintergrunde, erschienen mir, während ich auf und ab ging, wie die Bilder in der laterna magica eines Knaben.

Nach kurzer Zeit begannen die Wanderer von ihren Promenaden zurückzukehren und ich war entzückt, unter den ersten Personen, die mich begrüßten, eine alte

Bekanntschaft zu erkennen, die ich, während der Gesandtschaft des Fürsten in London, oft in Gesellschaften gesehen hatte. Wer jemals das Vergnügen empfand, einen Bekannten in fremden Ländern zu finden, wird gewiß meine Freude begreifen, als ich in wohlbekannten Lauten durch C. begrüßt wurde, der mir in diesem Augenblicke ein kostbarerer Freund war, als Mancher, den ich von Kindheit an kannte und liebte, der aber jetzt abwesend war und mir nicht helfen konnte, dem mächtigen Leviathan zu begegnen, in dessen Bereich ich mich so leichtsinnig begeben zu haben schien.

Mit der gütigen Beihilfe dieses Freundes indessen fühlte ich in kurzer Zeit mein Selbstvertrauen zurückkehren und bevor noch das Rollen der Räder die Rückkehr des Prinzen von seiner Abendfahrt verkündete, war ich mis au courant in allen Eigenthümlichkeiten des Hauses, und der Character und die Stellung jedes Einzelnen war mir so vollkommen klar gemacht, daß ich mich jetzt mit hinreichenden Vorkenntnissen bewaffnet fühlte, die Unerfahrenheit und Unwissenheit und die daraus hervorgehende Unsicherheit zu besiegen, die so oft meine schlimmste Feindin gewesen ist.

Das Zimmer ward in der Zeit, wo der Fürst aus seinem Wagen stieg und, während der alte Carlo bellend voransprang, das Vestibul durchschritt, ziemlich gefüllt.

Es gibt einen hofmännischen Zug in der Menschennatur, der, obgleich keine Glocke die Spaziergänger heimrief, sie doch Alle in dem Augenblicke gegenwärtig sein ließ, um den Prinzen bei seiner Rückkehr nach dem Schlosse zu empfangen. Es entstand eine allgemeine Bewegung nach der Thür zu, als der Fürst eintrat und auf sein goldbeknopftes Rohr gestützt, vorwärts schritt. Die Gesellschaft theilte sich in der Mitte, um ihn hindurch zu seinem breiten Fauteuil am Feuer zu lassen. Diese Bewegung gab seinem Eintritt ein unbeschreibliches Interesse. Es war das schönste Stück Klein-Hof-Ceremonie, das ich jemals gesehen.

Kurze Zeit stand die Gesellschaft in kleinen Gruppen umher und die Conversation begann; aber als Licht gebracht wurde und der Fürst feierlich seinen Sitz am Whisttische eingenommen hatte, begann der Salon sich allmählig zu lichten. Einige der Gäste begaben sich zur Ruhe, um am andern Morgen frühzeitig munter zu sein; wieder Andere verschwanden durch eine Seitenthür und das Geräusch ihrer Tritte und das Klappern der Billardbälle verriethen bald den Grund ihrer Entfernung, und eine dritte Gruppe wurde unsichtbar und bald drang der feine Geruch ihrer Cigarren durch die halbgeöffneten Fenster. Ich für meinen Theil lehnte jede Einladung, den Sitz, in den ich mich so comfortable

untergebracht, zu verlassen, ab, um mich während des ersten Abends ausschließlich damit zu beschäftigen, die Acteurs der Scene um mich her kennen zu lernen. Und in der That wurde ich für mein Bleiben wohl belohnt, denn es waren in diesem Augenblicke in dem alten höfischen Salon mehrere der glänzendsten Lichter des Königreichs versammelt.

„Sie haben das Glück,“ rief C., als er freundlich an meiner Seite Platz nahm, „unter den Gästen einige der hervorragendsten Berühmtheiten des ancien régime zu treffen, — Männer, zu gering an Zahl, um der Generation von heute begreiflich zu machen, was unter dem „Witz“ und den beaux esprits einer Epoche zu verstehen ist, die, obgleich noch nicht allzulange vergangen, doch durch die Rapidität, mit welcher neue Zeiten, Gesellschaften und Dynastieen einander folgten, Jahrhunderte weit zurückgeworfen zu sein scheint. Hier ist M.,“ fuhr er fort, „der Graf von M. Ich darf ihn nicht den alten Grafen nennen, obgleich er, würde das Alter allein nach der Zahl der Jahre bestimmt, gewiß diesen Titel verdiente. Er hat bereits die Sechszig überschritten und das Jahrzehnt angetreten, welches der große Psalmist als das Ziel der menschlichen Existenz festgestellt hat, und doch ist er lebendiger, beißender, geistreicher denn je. Ich kenne keinen größern Contrast

als den, der zwischen diesem Manne und unserm fürstlichen Wirthe besteht.

„Beobachten Sie sie, wie sie einander, Beide vertieft in die Wechselfälle des Spiels, gegenübersitzen. Der Eine betrachtet mit ruhiger Besonnenheit die Karte, welche er spielen will und legt sie dann langsam und überlegend auf den Tisch. Beobachten Sie ihn, so lange Sie wollen, Sie werden kein Zeichen der Ungeduld an ihm entdecken, keine Bewegung der Täuschung, wenn die Stiche von seinem Rival eingezogen werden. Nur selten, bei lang anhaltendem Unglück habe ich ihn die bleiche Lippe beißen sehen — aber es geschah schweigend. Betrachten Sie jetzt den Grafen: sehen Sie, mit welcher bittern Fröhlichkeit er seinem Gegner die Karte zuschiebt, — wie die beißenden bon mots von seinen Lippen fallen, jedes hinreichend, einem ganzen Act eines modernen Vaudevilles zum Erfolg zu verhelfen — mit welcher Ungeduld er die Karten an sich reißt, wenn sie zu seinen Gunsten fallen — wie sein kühnes Auge aufleuchtet, seine dünne Figur sich im Stuhle hebt, während er einen Strom beißender Witzworte in das Ohr seines Nachbars schleudert. Es ist mehr Leben in diesem Manne, trotz seiner Jahre und der Härte seines Schicksals, als in einem Dutzend der armen, verlebten jungen Franzosen, die ihn umgeben.

„Der Fürst und M. gleichen zwei Schulknaben, die einander hassen und verfolgen, ohne daran zu denken, daß sie einander nöthig haben, ihre geistige Force in's Licht zu stellen; sie sind Stahl und Stein, abwechselnd Schläge gebend und empfangend, und Funken sprühend, welche den Zuhörer entzücken und fesseln. Der Eine kalt und überlegend, verwundet seinen Gegner, sobald Zeit und Gelegenheit sich ihm bieten; der Andere versucht durch seine große Geistesgegenwart, durch seine brillante, beißende Satyre zuweilen seinen Freund confus zu machen, während dieser dieselbe ruhige Gleichmüthigkeit und dasselbe ruhige Lächeln behält.

„Ein Beispiel von des Grafen merkwürdiger Antwortsfähigkeit,“ fuhr mein Freund fort, „kam heute beim Diner zum Vorschein. Die alte langweilige verwitwete Herzogin dort unten, in lavendelfarbiger Seide und den Marabuts auf dem Kopfe, hatte während des größten Theiles der Eßzeit von ihrer Genealogie gesprochen. Alles gähnte und in den brillanten Adleraugen des Grafen M. wurden gewisse Symptome bemerkbar, die Allen, die ihn kannten, deutlich sagten, daß er mit Ungeduld auf eine Gelegenheit warte, der Herzogin einen Pfeil zuzuschleudern. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Die gute alte Dame war, fortschwatzend, bis zur Periode des Revolutionskrieges

gekommen. „Zu dieser Zeit,“ sagte sie, „emigrirten Einige von unserer Familie nach Canada, wo ein Zweig derselben noch heute existirt. Ich habe eine Cousine, die zuweilen an mich schreibt. Ihr Name ist Mousseline — ein seltsamer Name, nicht so, Graf?“ sagte sie, sich an M. wendend, dessen Augen fest auf ihr ruhten.

„„O nein,“ erwiderte er ruhig, „ich habe einen Cousin, der Battist heißt, Sie eine Cousine Mousseline — nichts kann einfacher sein!“

„Natürlich brach die ganze Tafel in ein lautes Gelächter aus. Aber das Ziel war erreicht, die langweilige alte Herzogin war für den Rest des Diners zum Schweigen gebracht und M., gehoben durch seinen Triumph, war brillanter und witziger denn jemals. Er hatte sich eine erbitterte Feindin gemacht, aber was kümmerte er sich darum, wenn nur die alte langweilige Herzogin ihn mit ihrer ennuyeux bavardage verschonte. Glücklicherweise haben wir nichts mehr von ihr zu fürchten, denn ich hörte bereits, daß sie morgen in aller Frühe abreis't. Das Leben ist, nach des Grafen Erklärung, zu kurz, um langweiligen Leuten zuzuhören.

„Die Laufbahn des Grafen M. war gleich der der meisten bedeutenden Männer seiner Zeit, abwechselnd glänzend und düster. Aber sein stets bereiter Witz und sein großer Tact haben ihn bis zu dieser Stunde flott

auf der Oberfläche erhalten, während viele seiner Zeitgenossen, mit unendlich größerem Talent und tüchtigern Grundsätzen sich, einmal gesunken, nicht wieder zu erheben vermochten. Das frühere Leben dieses Mannes ist selbst seinen intimsten Freunden ein vollständiges Geheimniß geblieben. Sie allein wußten, daß er ruinirt ist. Er ist mehr als einmal während der Zeit, wo ich ihn kenne, Bettler gewesen, aber stets hat er sich wieder erhoben, brillanter und glänzender als je. Sein Feuer scheint wirklich unlöschbar, denn es brennt unter der Asche der Armuth und Erniedrigung fort, und flammt, nach jedem Versuche seiner Feinde, es zu ersticken, heller und glänzender auf.

„„Mon pauvre ami!“ sagte einer seiner befreundeten Roué's zu ihm, als nach den vielen Quälereien, denen er während seines Lebens ausgesetzt war, eine Execution in seinem Hause vollstreckt wurde und alle seine Pferde verkauft waren, — „mon pauvre ami — que te reste-t-il?“

„„Moi!“ rief der Graf, als er mit leichten Schritten und lächelndem Angesicht hinwegschritt. In weniger als Einem Jahre war er wieder remontirt, in vollem Credit und vollem Succeß, sein Haus war wieder wie früher der Sammelplatz alles Fröhlichen und Brillanten der Hauptstadt — er selbst wieder das

Orakel eines ausgedehnten fashionablen Cirkels. Diese Antwort und dieser Erfolg charakterisiren den Mann besser, als ganze Seiten einer Biographie es thun würden. Seine Erfolge liegen in seiner Geschicklichkeit, die schwachen Seiten Anderer zu benutzen, einer Geschicklichkeit, die ihn noch niemals im Stich gelassen hat."

„Wer ist der Große, der Gegner des Grafen?" fragte ich, betroffen durch die Erscheinung einer Person, die jetzt sich umwandte und in vertraulichem Flüstern sich an den Fürsten wandte.

„O, das ist der Graf von F.," sagte mein Freund, „der altgewordene beau der hohen Pariser Welt. Er ist derselbe heitere Courmacher, derselbe begünstigte Liebhaber, der Gegenstand so mancher zärtlichen Seufzer, der er vor dreißig Jahren war, als er in der Blüthe des Mannesalters stand, oder vor vierzig Jahren, als er noch jung war. Viele behaupten, es bestehe zwischen ihm und dem Fürsten ein näheres Verhältniß, als der Letztere zugeben zu wollen scheint. Sei dem wie ihm wolle, der Graf hat entweder aus diesem Grunde, oder durch die langjährige Bekanntschaft und den fortdauernden Umgang mit dem Fürsten so viel von seinem stets bereiten kalten Witz und seinem philosophischen Sarkasmus eingesogen, daß er ihn zuweilen mit derselben Rücksichtslosigkeit auf die Gefühle oder die Eigenliebe

Anderer entfaltet. Seine Siege sind zahlreich, obgleich sie zuweilen durch den Fürsten vollständig gerächt werden, gegen den er trotz seines Witzes und seiner forcirten Satyre nicht aufkommen kann.

„Der arme Graf war einmal daran, durch einen Witz Talleyrands, der sich wie ein Lauffeuer über Paris verbreitete und das Herz des alten Stutzers mit Galle und Bitterkeit erfüllte, für immer zum Schweigen gebracht zu werden. Der Fürst hatte stets den Grafen über seine lächerlichen Prätensionen der Jugend und Galanterie geschraubt und dennoch war der Letztere — so groß ist die Macht der Liebe! — thörigt und unvorsichtig genug, von einer neuen glänzenden Eroberung zu sprechen. Es war dies eine Lady von Talent, Bildung und Geschmack und just Neujahr, wo Präsente nach jeder Richtung flogen.

„„Ich möchte der Dame meines Herzens etwas verehren, was ihr Freude macht,“ sagte der Graf. „Helfen Sie mir, Fürst; was soll ich wählen — es muß etwas Einziges in seiner Art sein — etwas Seltenes, das ihr nicht von Jemand anders geschenkt werden kann.“

„Der Fürst schien einen Augenblick nachzudenken und die Augen des Grafen ruhten erwartungsvoll auf seinem Gesicht.

„„Ich habe es — ich habe es,“ rief der Fürst endlich heiter.

„„Was? sagen Sie schnell; ich will sogleich gehen und es kaufen!“

„„Nicht nöthig,“ sagte der Fürst treuherzig; „schenken Sie ihr ein Haar von Ihrem Haupte — wenn Sie können. Das ist etwas Einziges in seiner Art und Niemand kann ihr ein zweites bringen!“

„Diese Anspielung auf die Kahlheit des alten Adonis war unwiderstehlich. Er durfte darauf rechnen, das bon mot citirt zu hören, wo er erschien, und es scheuchte ihn lange Zeit aus der Gesellschaft Derjenigen zurück, die es gehört hatten. Nur erst als er die Richtigkeit seiner Prätensionen durch eine glänzende Heirath dargethan hatte, kehrte sein Selbstvertrauen zurück, und er erschien wieder, wie Sie ihn jetzt sehen, liebeschmachtender und reizender denn je.

„Der Gast, der ihm gegenüber sitzt, sein Partner im Spiel, ist der berühmte Royer Collard, vielleicht, mit Ausnahme unseres Wirthes, das schönste Exemplar des ancien régime, das jetzt noch existirt.

„Wenn Talleyrand als Typus des alten französischen Edelmanns gelten kann, so repräsentirt Royer Collard den alten französischen Gentleman. Es ist ein Vergnügen, den Mann zu sehen, in sein ruhiges, offenes

Auge zu blicken und auf seiner breiten Stirn die Vereinigung von Genie und Wohlwollen zu lesen, sowie in seinem Gesichte die Bestätigung alles des Guten wiederzufinden, das ihm von allen Parteien nachgesagt wird. Unter allen Wechseln der Regierungen war er durch seine Unbestechlichkeit ausgezeichnet. Ohne die geringste Abweichung ging er auf der einmal erwählten Bahn unaufhaltsam vorwärts. Er war es, der Guizot das Epitheton beilegte, welches den König so ergötzte. „Austère intrigant!“ rief er aus, als er hörte, daß Guizot trotz seiner ausdrücklichen Versicherung, sich nicht an der bestehenden Regierung zu betheiligen, wieder Dienste genommen. Das Wort flog von Mund zu Munde, und ob bessernd oder nicht, so hatte es wenigstens, wie Alles in Paris, seinen Erfolg.

„Ich bin überzeugt, daß Royer Collard ein aufrichtiger und uneigennütziger Freund des Fürsten ist. In Paris leben sie viel zusammen und es vergeht fast nicht ein Tag, wo er nicht seinen Besuch im Hotel Talleyrand macht. Vielleicht ist er die einzige Person unter der ganzen Schaar seiner Umgebung, welcher der Fürst vollkommen vertraut, weil er bei seiner großen Kenntniß der menschlichen Natur sehr wohl weiß, daß er der Einzige ist, mit dem es sich der Mühe lohnt, Freundschaft zu halten.

„Natürlich,“ fuhr mein Freund fort, „ist das Schloß, wie andere Schlösser, zuweilen von allen den „facheux“ und den „importuns“ der Umgegend besucht, und der Fürst, in einer höhern Stellung als seine Nachbarn, hat deshalb eine ausgedehntere Gastfreundschaft zu spenden. Bemerken Sie dort den alten Gentleman, den mit dem gepuderten Haar, der eben mit einer Kennermiene in M.'s Karten sieht. Er ist der nächste Nachbar des Fürsten, der ihn aus Politik mit besonderer Artigkeit behandeln muß. Es gibt unmöglich einen bessern Typus des „Berrichon“, den Georg Sand so kostbar geschildert. Seine Besitzung grenzt an Valençay, aus den Fenstern der Gallerie des Schlosses kann man einen Theil derselben übersehen. Eines Tages sagte er zum Grafen de M.: Mon Dieu, comte! Ich denke eben, wenn ich das Unglück gehabt hätte, meinen Vater im letzten Jahre zu verlieren, so möchte ich alles Land zur Linken an mich gebracht und den Platz werthvoll gemacht haben!“ Ein ganzer Band hätte diesen Berrichon-Charakter nicht besser zu zeichnen vermocht, als dieser einfache Ausspruch. Wahrhaftig, wäre es durch das Gesetz gestattet, der Berrichon würde im Fall der Noth, um nur durch einen guten Handel ein Stück Schaafweide zu gewinnen, seine eigenen Kinder in die Wagschale legen.

„Es würde Sie wirklich amüsiren, alle die Intriguen und Manövres zu kennen, die von den Grundbesitzern in der Umgegend gespielt wurden, um hier Zutritt zu erhalten. Das Schloß wird von ihnen mit Furcht und Verwunderung betrachtet, und seine breiten Basteien und seine maurischen Thürme verbergen in den Augen der Provinz mehr fabelhafte Geheimnisse, als jemals hinter den Mauern der Bastille oder der sieben Thürme vermuthet worden sind. Vor einiger Zeit wurde der Maire von C., einer größern Provinzialstadt nicht weit von hier, vom Fürsten zum Diner auf das Schloß eingeladen und weil die Wege schlecht waren und die Nacht ohne Mondschein, bat man ihn höflich, seine Heimfahrt bis zum andern Morgen zu verschieben. Sie können sich leicht die Aufgeblasenheit und Wichtigthuerei denken, mit welcher der würdige Maire diese Einladung empfing und die Ermahnungen von Madame son épouse, die ihm bei der Abreise eingeschärft wurden, ihr und ihren Töchtern die Geschichte aller der Wunder mitzubringen, die innerhalb dieser aristokratischen Mauern vorgehen sollten — Geheimnisse, die sie durch ihre eigenen Anschauungen nimmer zu erfahren hoffen konnten.

„Es traf sich zuerst, daß an demselben Morgen der Graf Molé in Valençay eintraf. Nichts konnte

sich besser treffen, und der würdige Beamte rieb sich vor Freuden die Hände, als er an die ungeheuren Aufklärungen dachte, die er durch die Conversation zweier so berühmter Politiker zu erlangen hoffte, an die geheimnißvolle Wichtigkeit seiner Stellung den Collegen im Stadtrath gegenüber, an das hochmüthige Entzücken seiner Frau, während sie ihren Gemahl von den Staatsgeheimnissen sprechen hörte — mit Einem Worte, der ehrenwerthe bourgeois fühlte vom Augenblicke seiner Ankunft an jene unbestimmte, zitternde Aufregung (man weiß kaum, ob man sie angenehm oder peinlich nennen soll), welche in der Seele Vieler, der Realisation lang genährter Träume voranzugehen pflegt.

„Das Diner ging vorüber; der würdige Beamte, ganz Auge und Ohr für Alles, was vorging, horchte aufmerksam nach allen Seiten, jede, auch die kleinste Anspielung auf „Staatsgeheimnisse“ von den Lippen unseres Wirthes oder seines berühmten Gastes aufzufangen. Aber all' sein Horchen, so angestrengt, daß seine Nachbarn ihn wiederholt an die Speisen vor ihm erinnern mußten, war vergebens, nicht das geringste Wort wurde während der ganzen Tafel von Politik gesprochen, und als er einmal, während einer kurzen Pause, mit furchtsamer Stimme zu fragen wagte, ob der Fürst die belgische Monarchie für dauernd halte, wurde ihm

nur durch eine Einladung, mehr Champagner zu nehmen, geantwortet, und dann wurde die Conversation in derselben leichten und frivolen Art weiter geführt. Der Witz strömte im Ueberfluß, glänzende Funken sprühten umher und kühne Satyre und Gelehrsamkeit schienen unerschöpflich. Aber der „maire de son endroit“ kümmerte sich nicht um all' die schönen Sachen, die von einem Ende der Tafel zum andern an ihm vorüberflogen und von der Gesellschaft mit herzlichem Gelächter aufgenommen wurden; er lachte nicht, der arme Mann, sondern saß still in schmerzlicher Verwunderung da, daß die kostbare Zeit von den Großen der Erde in eitel Scherz und unziemlicher Fröhlichkeit hingebracht wurde. Aber er hoffte, daß einmal im Salon die Conversation sich einem ernsteren und ergiebigern Thema zuwenden würde und hatte bereits seinen Platz in der nächsten Nähe des Fürsten genommen, um jede Sylbe von seinen Lippen zu schnappen, als der Graf Molé sich näherte. Jetzt hoffte er glücklicher zu sein. Endlich war der Graf herangekommen und lehnte sich über des Fürsten Stuhl. Er sprach mit vertraulichem Flüstern in Talleyrands Ohr und der Maire hörte deutlich jedes Wort, so nahe hatte er sich an die berühmten Freunde herangedrängt.

„„Prinz,“ sagte der Graf, „haben Sie die alte

Zeit und unsere heißen Kämpfe vergessen? Kommen Sie, lassen Sie uns unsere Geschicklichkeit im Billard von Neuem erproben — es wird uns Beide um zwanzig Jahr jünger machen!"

„Billard! Der Fürst Talleyrand spielt Billard! Es kann nicht sein — seine Lahmheit mußte ihm das Spiel verbieten! Und doch war es so; der Fürst von Talleyrand spielte Billard und war trotz seiner Lahmheit einer der vorzüglichsten Spieler seiner Zeit. Und so saß der arme Maire den ganzen langen Abend getäuscht und unglücklich da, seinem Weibe nichts erzählen und im nächsten Stadtrathe nichts berichten zu können. Diese Täuschung war zu bitter, um mit Gleichmuth ertragen zu werden.

Die Hoffnung verließ ihn indessen nicht. Er wußte, daß der Prinz und sein edler Gast nicht den ganzen Abend hindurch Billard spielen würden und so blieb er, geduldig wartend, sitzen, bis sie ihr Spiel beendet und an die Seite des Kamins zurückgekehrt sein würden. Und sie kehrten zurück, wie er vorausgesehen hatte, und sie nahmen Jeder comfortabel ihren Sitz an der Seite des Feuers. „Jetzt werden sie an die Staatsgeheimnisse gehen," dachte der kleine Maire und rieb sich vor Entzücken die Hände. Aber nein; der Fürst war vergnügt, gewonnen zu haben und der Graf war

vergnügt, denn er hatte erklärt, daß er den Fürsten habe gewinnen lassen und die ganze Unterhaltung kehrte zu derselben Manier zurück, welche den Maire während des Diners so verwirrt gemacht hatte und deren Witz er nicht begriff.

„Als er endlich zu sich selbst gekommen war, erhob sich der Fürst. Das war das Zeichen zum Schluß der Soirée und gestattete den Gästen, sich zurückzuziehen. Und er hatte nicht ein einziges Wort von Politik gehört! Was sollte er nun im Stadtrathe sagen? Was seinem Weibe erzählen? Sie würde ihn bei seiner Heimkehr mit Vorwürfen empfangen und wollte er ihr sagen, daß solche Einladungen zu den Großen von geringem Nutzen wären, so wußte er, daß er bis zum Tage des jüngsten Gerichts würde reden können, ohne sie zu überreden, daß er kein Wort von Politik gehört habe. Sie würde ihn beschuldigen, geschlafen zu haben, wie er, trotz ihren Ermahnungen, stets zu thun pflegte.

„Wohl; die Gäste zogen sich zurück und mit ihnen unser excellenter Maire. Aber als er an dem Feuerschirm dort unten vorüberging und sich umdrehte, um noch einen wißbegierigen Blick auf das flackernde Kaminfeuer zu werfen, sah er den Fürsten wieder in seinem großen Armstuhl sitzen, von dem er nur für

Zeit und unsere heißen Kämpfe vergessen? Kommen Sie, lassen Sie uns unsere Geschicklichkeit im Billard von Neuem erproben — es wird uns Beide um zwanzig Jahr jünger machen!"

„Billard! Der Fürst Talleyrand spielt Billard! Es kann nicht sein — seine Lahmheit mußte ihm das Spiel verbieten! Und doch war es so; der Fürst von Talleyrand spielte Billard und war trotz seiner Lahmheit einer der vorzüglichsten Spieler seiner Zeit. Und so saß der arme Maire den ganzen langen Abend getäuscht und unglücklich da, seinem Weibe nichts erzählen und im nächsten Stadtrathe nichts berichten zu können. Diese Täuschung war zu bitter, um mit Gleichmuth ertragen zu werden.

Die Hoffnung verließ ihn indessen nicht. Er wußte, daß der Prinz und sein edler Gast nicht den ganzen Abend hindurch Billard spielen würden und so blieb er, geduldig wartend, sitzen, bis sie ihr Spiel beendet und an die Seite des Kamins zurückgekehrt sein würden. Und sie kehrten zurück, wie er vorausgesehen hatte, und sie nahmen Jeder comfortabel ihren Sitz an der Seite des Feuers. „Jetzt werden sie an die Staatsgeheimnisse gehen," dachte der kleine Maire und rieb sich vor Entzücken die Hände. Aber nein; der Fürst war vergnügt, gewonnen zu haben und der Graf war

vergnügt, denn er hatte erklärt, daß er den Fürsten habe gewinnen lassen und die ganze Unterhaltung kehrte zu derselben Manier zurück, welche den Maire während des Diners so verwirrt gemacht hatte und deren Witz er nicht begriff.

„Als er endlich zu sich selbst gekommen war, erhob sich der Fürst. Das war das Zeichen zum Schluß der Soirée und gestattete den Gästen, sich zurückzuziehen. Und er hatte nicht ein einziges Wort von Politik gehört! Was sollte er nun im Stadtrathe sagen? Was seinem Weibe erzählen? Sie würde ihn bei seiner Heimkehr mit Vorwürfen empfangen und wollte er ihr sagen, daß solche Einladungen zu den Großen von geringem Nutzen wären, so wußte er, daß er bis zum Tage des jüngsten Gerichts würde reden können, ohne sie zu überreden, daß er kein Wort von Politik gehört habe. Sie würde ihn beschuldigen, geschlafen zu haben, wie er, trotz ihren Ermahnungen, stets zu thun pflegte.

„Wohl; die Gäste zogen sich zurück und mit ihnen unser excellenter Maire. Aber als er an dem Feuerschirm dort unten vorüberging und sich umdrehte, um noch einen wißbegierigen Blick auf das flackernde Kaminfeuer zu werfen, sah er den Fürsten wieder in seinem großen Armstuhl sitzen, von dem er nur für

einen Augenblick aufgestanden war; er sah ihn einen kleinen gueridon, der in der Nähe stand, herbeiziehen, eine Papierrolle auf demselben ausbreiten, und hörte ihn, auf diese zeigend, zum Grafen sagen: „Sie sehen, wir haben besogne genug vor uns. Ich hoffe, Sie sind nicht schläfrig?“

„Die Neugierde, der Ehrgeiz, die Eigenliebe des armen Maires wurden mächtig aufgeregt und die Gefahr vergessend, der er sich auszusetzen im Begriff stand, — mit Einem Worte, bei dieser köstlichen Gelegenheit, die verlorne Zeit wieder einzubringen, Alles vergessend, — ließ er sich leise in einen Stuhl gleiten, der einladend nahe an der Thür stand, und bereitete sich vor, im Schatten des Ofenschirms mit angestrengter Aufmerksamkeit zu lauschen. Es entstand hier eine Pause, während welcher der Fürst sich nachlässig von seinem Stuhle erhob, um einen Leuchter vom Kaminsims zu nehmen. Der Maire beugte sich neugierig vor, aber man kann sich sein Entsetzen denken, als der Fürst, anstatt das geheimnißvolle Papier zu entfalten, sich zum Grafen wendete und sagte: „Bevor wir uns zu unserm Geschäft wenden, lassen Sie uns die Angelegenheit, von der wir vor dem Diner sprachen, beendigen. Ich fürchte, daß Sie Grund haben, die Unzufriedenheit des Municipalrathes unserer Stadt zu argwöhnen, und

wenn dies so ist, denke ich, daß Sie ganz recht daran thun, Veränderungen im Personal eintreten zu lassen. Wen sagten Sie doch gleich, daß Sie an die Stelle des Maire setzen wollten?“

„Der Beamte erschrak und ließ ein tiefes Aechzen vernehmen, das ihn ohne Zweifel hinderte die Antwort des Grafen zu vernehmen. Aber der Fürst fuhr fort und fragte seinen Freund, was er von dem anwesenden Maire halte. Die Antwort war natürlich sehr demüthigend für das arme Opfer und lautete auf offenbare Dienstuntauglichkeit, impertinente Zudringlichkeit und unanständige Neugierde.

„Als diese unwillkommene Rede vorüber war, erhob sich der Fürst, um eine Caraffe mit Wasser von der Console zu nehmen. Der arme Maire war in furchtbarer Angst, denn diese Bewegung brachte den Fürsten dem Platze gerad gegenüber, wo er von Kopf bis zu den Füßen zitternd saß. Der Fürst goß das Wasser in einen Becher, trank es aus und als er zu seinem Stuhl zurückkehren wollte, fiel sein Auge auf die Gestalt des armen Maire, der in diesem Augenblick hätte hundert Fuß unter der Erde sein mögen.

„„Ah, Monsieur C.!“ rief er, „wie in Himmels Namen hat man Sie so vernachlässigen können? Klingeln Sie, Graf, hier ist unser würdiger Freund L.

sich besser treffen, und der würdige Beamte rieb sich vor Freuden die Hände, als er an die ungeheuren Aufklärungen dachte, die er durch die Conversation zweier so berühmter Politiker zu erlangen hoffte, an die geheimnißvolle Wichtigkeit seiner Stellung den Collegen im Stadtrath gegenüber, an das hochmüthige Entzücken seiner Frau, während sie ihren Gemahl von den Staatsgeheimnissen sprechen hörte — mit Einem Worte, der ehrenwerthe bourgeois fühlte vom Augenblicke seiner Ankunft an jene unbestimmte, zitternde Aufregung (man weiß kaum, ob man sie angenehm oder peinlich nennen soll), welche in der Seele Vieler, der Realisation lang genährter Träume voranzugehen pflegt.

„Das Diner ging vorüber; der würdige Beamte, ganz Auge und Ohr für Alles, was vorging, horchte aufmerksam nach allen Seiten, jede, auch die kleinste Anspielung auf „Staatsgeheimnisse“ von den Lippen unseres Wirthes oder seines berühmten Gastes aufzufangen. Aber all' sein Horchen, so angestrengt, daß seine Nachbarn ihn wiederholt an die Speisen vor ihm erinnern mußten, war vergebens, nicht das geringste Wort wurde während der ganzen Tafel von Politik gesprochen, und als er einmal, während einer kurzen Pause, mit furchtsamer Stimme zu fragen wagte, ob der Fürst die belgische Monarchie für dauernd halte, wurde ihm

nur durch eine Einladung, mehr Champagner zu nehmen, geantwortet, und dann wurde die Conversation in derselben leichten und frivolen Art weiter geführt. Der Witz strömte im Ueberfluß, glänzende Funken sprühten umher und kühne Satyre und Gelehrsamkeit schienen unerschöpflich. Aber der „maire de son endroit“ kümmerte sich nicht um all' die schönen Sachen, die von einem Ende der Tafel zum andern an ihm vorüberflogen und von der Gesellschaft mit herzlichem Gelächter aufgenommen wurden; er lachte nicht, der arme Mann, sondern saß still in schmerzlicher Verwunderung da, daß die kostbare Zeit von den Großen der Erde in eitel Scherz und unziemlicher Fröhlichkeit hingebracht wurde. Aber er hoffte, daß einmal im Salon die Conversation sich einem ernsteren und ergiebigern Thema zuwenden würde und hatte bereits seinen Platz in der nächsten Nähe des Fürsten genommen, um jede Sylbe von seinen Lippen zu schnappen, als der Graf Molé sich näherte. Jetzt hoffte er glücklicher zu sein. Endlich war der Graf herangekommen und lehnte sich über des Fürsten Stuhl. Er sprach mit vertraulichem Flüstern in Talleyrands Ohr und der Maire hörte deutlich jedes Wort, so nahe hatte er sich an die berühmten Freunde herangedrängt.

„„Prinz,“ sagte der Graf, „haben Sie die alte

Zeit und unsere heißen Kämpfe vergessen? Kommen Sie, lassen Sie uns unsere Geschicklichkeit im Billard von Neuem erproben — es wird uns Beide um zwanzig Jahr jünger machen!“

„Billard! Der Fürst Talleyrand spielt Billard! Es kann nicht sein — seine Lahmheit mußte ihm das Spiel verbieten! Und doch war es so; der Fürst von Talleyrand spielte Billard und war trotz seiner Lahmheit einer der vorzüglichsten Spieler seiner Zeit. Und so saß der arme Maire den ganzen langen Abend getäuscht und unglücklich da, seinem Weibe nichts erzählen und im nächsten Stadtrathe nichts berichten zu können. Diese Täuschung war zu bitter, um mit Gleichmuth ertragen zu werden.

Die Hoffnung verließ ihn indessen nicht. Er wußte, daß der Prinz und sein edler Gast nicht den ganzen Abend hindurch Billard spielen würden und so blieb er, geduldig wartend, sitzen, bis sie ihr Spiel beendet und an die Seite des Kamins zurückgekehrt sein würden. Und sie kehrten zurück, wie er vorausgesehen hatte, und sie nahmen Jeder comfortabel ihren Sitz an der Seite des Feuers. „Jetzt werden sie an die Staatsgeheimnisse gehen,“ dachte der kleine Maire und rieb sich vor Entzücken die Hände. Aber nein; der Fürst war vergnügt, gewonnen zu haben und der Graf war

vergnügt, denn er hatte erklärt, daß er den Fürsten habe gewinnen lassen und die ganze Unterhaltung kehrte zu derselben Manier zurück, welche den Maire während des Diners so verwirrt gemacht hatte und deren Witz er nicht begriff.

„Als er endlich zu sich selbst gekommen war, erhob sich der Fürst. Das war das Zeichen zum Schluß der Soirée und gestattete den Gästen, sich zurückzuziehen. Und er hatte nicht ein einziges Wort von Politik gehört! Was sollte er nun im Stadtrathe sagen? Was seinem Weibe erzählen? Sie würde ihn bei seiner Heimkehr mit Vorwürfen empfangen und wollte er ihr sagen, daß solche Einladungen zu den Großen von geringem Nutzen wären, so wußte er, daß er bis zum Tage des jüngsten Gerichts würde reden können, ohne sie zu überreden, daß er kein Wort von Politik gehört habe. Sie würde ihn beschuldigen, geschlafen zu haben, wie er, trotz ihren Ermahnungen, stets zu thun pflegte.

„Wohl; die Gäste zogen sich zurück und mit ihnen unser excellenter Maire. Aber als er an dem Feuerschirm dort unten vorüberging und sich umdrehte, um noch einen wißbegierigen Blick auf das flackernde Kaminfeuer zu werfen, sah er den Fürsten wieder in seinem großen Armstuhl sitzen, von dem er nur für

einen Augenblick aufgestanden war; er sah ihn einen kleinen gueridon, der in der Nähe stand, herbeiziehen, eine Papierrolle auf demselben ausbreiten, und hörte ihn, auf diese zeigend, zum Grafen sagen: „Sie sehen, wir haben besogne genug vor uns. Ich hoffe, Sie sind nicht schläfrig?“

„Die Neugierde, der Ehrgeiz, die Eigenliebe des armen Maires wurden mächtig aufgeregt und die Gefahr vergessend, der er sich auszusetzen im Begriff stand, — mit Einem Worte, bei dieser köstlichen Gelegenheit, die verlorne Zeit wieder einzubringen, Alles vergessend, — ließ er sich leise in einen Stuhl gleiten, der einladend nahe an der Thür stand, und bereitete sich vor, im Schatten des Ofenschirms mit angestrengter Aufmerksamkeit zu lauschen. Es entstand hier eine Pause, während welcher der Fürst sich nachlässig von seinem Stuhle erhob, um einen Leuchter vom Kaminsims zu nehmen. Der Maire beugte sich neugierig vor, aber man kann sich sein Entsetzen denken, als der Fürst, anstatt das geheimnißvolle Papier zu entfalten, sich zum Grafen wendete und sagte: „Bevor wir uns zu unserm Geschäft wenden, lassen Sie uns die Angelegenheit, von der wir vor dem Diner sprachen, beendigen. Ich fürchte, daß Sie Grund haben, die Unzufriedenheit des Municipalrathes unserer Stadt zu argwöhnen, und

wenn dies so ist, denke ich, daß Sie ganz recht daran thun, Veränderungen im Personal eintreten zu lassen. Wen sagten Sie doch gleich, daß Sie an die Stelle des Maire setzen wollten?“

„Der Beamte erschrak und ließ ein tiefes Aechzen vernehmen, das ihn ohne Zweifel hinderte die Antwort des Grafen zu vernehmen. Aber der Fürst fuhr fort und fragte seinen Freund, was er von dem anwesenden Maire halte. Die Antwort war natürlich sehr demüthigend für das arme Opfer und lautete auf offenbare Dienstuntauglichkeit, impertinente Zudringlichkeit und unanständige Neugierde.

„Als diese unwillkommene Rede vorüber war, erhob sich der Fürst, um eine Caraffe mit Wasser von der Console zu nehmen. Der arme Maire war in furchtbarer Angst, denn diese Bewegung brachte den Fürsten dem Platze gerad gegenüber, wo er von Kopf bis zu den Füßen zitternd saß. Der Fürst goß das Wasser in einen Becher, trank es aus und als er zu seinem Stuhl zurückkehren wollte, fiel sein Auge auf die Gestalt des armen Maire, der in diesem Augenblick hätte hundert Fuß unter der Erde sein mögen.

„„Ah, Monsieur C.!“ rief er, „wie in Himmels Namen hat man Sie so vernachlässigen können? Klingeln Sie, Graf, hier ist unser würdiger Freund L.

frierend hinter dem Schirm, Jemand erwartend, der ihn zu seinem Zimmer führt. Mille pardons, Monsieur L., für diese außerordentliche Vernachlässigung der Dienerschaft.“

„Der Kammerdiener trat herein.

„„Führe Maire L. sogleich nach seinem Zimmer und sorge dafür, daß nie wieder eine ähnliche Vernachlässigung gegen einen Gast des Schlosses vorkommt. Bon soir, Monsieur le Maire, bonne nuit et dormez bien!“

„Der zitternde Sünder entfernte sich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, so groß war seine Verwirrung, und reis'te am andern Morgen mit Tagesanbruch in seine Heimath zurück.

„Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß die Nachricht von seiner Amtsentsetzung nur ein Scherz war. Der Fürst hatte, als er den Leuchter vom Kamin nahm, den Schatten einer Gestalt an der andern Seite der Wand gesehen. Seine schnelle Fassungsgabe ließ ihn vermuthen, wer es sei, denn er erinnerte sich der ungewöhnlichen Neugierde des Maires, seines indiscreten Horchens auf Alles während der Tafel, und beschloß den versteckten Horcher zu strafen. Ein Wink an den Grafen war hinreichend, denn er war nicht der Mann,

roh und einfach
interessiren —
den Franzosen
sprühendsten
unter allen Völ-
wachende Schlaf
Glaubens sein,“
kräftiger Ener-
ein Anderer.
mmende Helle,
Mögliche,
bei einer Ge-
dieser wun-
weiß selbst
kam, sie hat
wurde damals
diese plötzliche
jetzt nicht
nem Freunde
ein guter
ihm in dem
in diesen

frierend hinter dem Schirm, Jemand erwartend, der ihn zu seinem Zimmer führt. Mille pardons, Monsieur L., für diese außerordentliche Vernachlässigung der Dienerschaft.“

„Der Kammerdiener trat herein.

„„Führe Maire L. sogleich nach seinem Zimmer und sorge dafür, daß nie wieder eine ähnliche Vernachlässigung gegen einen Gast des Schlosses vorkommt. Bon soir, Monsieur le Maire, bonne nuit et dormez bien!“

„Der zitternde Sünder entfernte sich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, so groß war seine Verwirrung, und reis'te am andern Morgen mit Tagesanbruch in seine Heimath zurück.

„Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß die Nachricht von seiner Amtsentsetzung nur ein Scherz war. Der Fürst hatte, als er den Leuchter vom Kamin nahm, den Schatten einer Gestalt an der andern Seite der Wand gesehen. Seine schnelle Fassungsgabe ließ ihn vermuthen, wer es sei, denn er erinnerte sich der ungewöhnlichen Neugierde des Maires, seines indiscreten Horchens auf Alles während der Tafel, und beschloß den versteckten Horcher zu strafen. Ein Wink an den Grafen war hinreichend, denn er war nicht der Mann,

eine Andeutung verloren gehen zu lassen, und so hatten sie ihr Opfer nach Herzenslust zum Besten.

„Die Geschichte verbreitete sich weiter und erregte in der ganzen Gegend ein lautes Gelächter und der kleine Maire von C. wurde so lange karrikirt und pamphletirt, bis er abtrat und keinen Wunsch weiter hatte als den, in Frieden zu leben und den verhängnißvollen Besuch in Valençay zu vergessen.“

Als mein Freund seine Geschichte beendet, stand die Gesellschaft vom Whisttische auf und der Fürst setzte sich in den Lehnsessel am Feuer, der immer für ihn bereit steht. Ich muß gestehen, daß ich mich in diesem Augenblicke in die Gefühle des würdigen Maire von C. hineindenken konnte, denn ich selbst erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er den reichen Schatz seiner Erinnerungen vor uns erschließen würde.

Es bedurfte nur eines einzigen Funkens, ihn zu entzünden. Der Fürst war an diesem Abend en verve und ich glaube, man könnte Bände mit den „Blumen der Beredsamkeit“ füllen, mit denen er uns entzückte. Wenn er nicht die Macht besaß, uns, gleich Dante, in die untern Regionen zu führen, so war der Reiz seiner Darstellungsweise nur um so größer. Gleich einem Zauberer beschwor er die Schatten der Vergangenheit herauf und ließ sie in langem Zuge vor uns vorüber=

gleiten. Ich will eine oder zwei dieser Anecdoten hier mittheilen. Der Leser darf jedoch nicht erwarten, die Memoire des Erzählers, das Pikante, den Zauber der Darstellungsweise wiederzufinden, welche den Fürsten Talleyrand zum ersten Erzähler seiner Zeit machten. Wenn ich nur eine schwache Idee des Conversationsstyls wiedergeben kann, der die langen Herbstabende in den fürstlichen Gemächern zu Valençay dahinschwinden machte, so ist das mehr als ich hoffen kann, denn es ist eben so unmöglich, die warme Lebendigkeit in des Fürsten Memoire, als die Eleganz seiner Ausdrucksweise wiederzugeben.

Die Conversation hatte sich zufällig auf Schottland gewendet und der Fürst sprach unter vielen Betheuerungen der Reue, dies Land nicht besucht zu haben, wo so viele seiner Freunde wohnten, eine lebhafte Neugierde nach den verschiedenen Sitten und Gebräuchen der Schotten aus, von denen einige so gänzlich von denen aller übrigen Nationen des Erdbodens abweichen. Unter Anderm äußerte er, daß er immer gewünscht habe, ein Beispiel des zweiten Gesichts zu kennen und legte mir mancherlei Fragen über diese außerordentliche Gabe vor. Ich war so glücklich, sie zu seiner Befriedigung beantworten, und manche Sagen, durch alte Diener aufbewahrt, aus meiner eigenen Familie mittheilen zu

können. Meine armen Anecdoten, so roh und einfach sie waren, schienen die Gesellschaft zu interessiren — diese Art göttlicher Offenbarung ist unter den Franzosen etwas Unbekanntes, die, obgleich mit dem sprühendsten Witz begabt, doch die trägste Phantasie unter allen Völkern Europa's haben.

„Der Somnambulismus und der wachende Schlaf mögen die Ursachen eines solchen wilden Glaubens sein," sagte Einer aus der Gesellschaft.

„Oder die Fähigkeit, den Geist mit kräftiger Energie auf Einen Punkt zu richten," äußerte ein Anderer.

„Oder der plötzliche Blitz, die aufflammende Helle, welche starken und gewaltigen Geistern das Mögliche, das Wahre zeigt," sagte der Fürst.

„Ich erinnere mich," fuhr er fort, „bei einer Gelegenheit für einen einzigen Augenblick mit dieser wunderbaren Kraft begabt gewesen zu sein. Ich weiß selbst in diesem Augenblicke noch nicht, woher sie kam, sie hat sich mir niemals wieder gezeigt und doch wurde damals durch sie mein Leben gerettet und ohne diese plötzliche und geheimnißvolle Inspiration würde ich jetzt nicht hier sitzen und erzählen. Ich hatte mit meinem Freunde Beaumetz ein Schiff befrachtet. Er war ein guter Kerl, dieser Beaumetz, ich hatte lange mit ihm in dem intimsten Freundschaftsverhältniß gelebt und in diesen

stürmischen Zeiten wurde die Freundschaft oft auf harte Proben gestellt. Ich hatte nach vielfachen, aufopfernden Beweisen seiner Zuneigung zu mir, keinen Grund, an seiner Freundschaft zu zweifeln. Wir waren mit einander aus Frankreich geflohen, waren zusammen in New-York angekommen und hatten während unseres ganzen Aufenthaltes daselbst im innigsten Einverständniß mit einander gelebt. So befrachteten wir, nachdem wir uns entschlossen hatten, unser weniges Geld an eine Speculation zu wagen, auf gemeinschaftliche Rechnung ein kleines Fahrzeug nach Indien, dem Glücke vertrauend, das uns auf unserer Flucht so freundlich vor Tod und Gefangenschaft bewahrt, um mit einander den Stürmen und Gefahren einer weiten und abenteuerlichen Reise zu trotzen.

„Alles war zu unserer Reise eingeschifft, die Rechnungen bezahlt und Abschied genommen und wir warteten nur noch ungeduldig auf günstigen Wind, stets bereit, sei es bei Tag oder bei Nacht, der Aufforderung des Capitains, an Bord zu kommen, zu folgen. Dieser Zustand der Ungewißheit schien den armen Beaumetz in hohem Grade zu irritiren, und unfähig, ruhig zu Hause zu bleiben, durchstrich er die Stadt mit einer Rastlosigkeit und einer fieberhaften Unruhe, die meine Aufmerksamkeit erregte, denn er war von jeher durch die Ruhe

und Festigkeit seines Temperaments und Charakters ausgezeichnet gewesen.

„Eines Tages trat er in unsere Wohnung, sichtbar unter dem Einflusse einer großen Aufregung stehend, aber sich selbst zwingend ruhig zu scheinen. Ich war in diesem Augenblicke beschäftigt, Briefe nach Europa zu schreiben, als er, über meine Schulter sehend, mit forcirter Lustigkeit sagte: „Weshalb die Zeit mit diesem Briefschreiben vergeuden? Sie werden doch nie den Ort ihrer Bestimmung erreichen. Komm mit mir und laß uns einen Spaziergang auf der Batterie machen — vielleicht setzt der Wind um und wir sind unserer Abreise näher, als wir uns einbilden."

„Der Tag war außerordentlich schön, obwohl der Wind heftig blies, und ich ließ mich leicht überreden. Beaumetz legte, wie mir erst nachher wieder einfiel, eine ungewöhnliche Dienstfertigkeit an den Tag, half mir meine Papiere verschließen, gab mir Hut und Stock in die Hand und zeigte einen Eifer, unsern Ausgang zu beschleunigen, den ich in diesem Augenblicke, der Sehnsucht nach Veränderung, der Liebe zur Thätigkeit zuschrieb, mit der er mir während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts gekämpft zu haben schien.

„Wir gingen durch die belebten Straßen nach der Batterie. Er hatte meinen Arm genommen und führte

frierend hinter dem Schirm, Jemand erwartend, der ihn zu seinem Zimmer führt. Mille pardons, Monsieur L., für diese außerordentliche Vernachlässigung der Dienerschaft.“

„Der Kammerdiener trat herein.

„„Führe Maire L. sogleich nach seinem Zimmer und sorge dafür, daß nie wieder eine ähnliche Vernachlässigung gegen einen Gast des Schlosses vorkommt. Bon soir, Monsieur le Maire, bonne nuit et dormez bien!“

„Der zitternde Sünder entfernte sich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, so groß war seine Verwirrung, und reis'te am andern Morgen mit Tagesanbruch in seine Heimath zurück.

„Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß die Nachricht von seiner Amtsentsetzung nur ein Scherz war. Der Fürst hatte, als er den Leuchter vom Kamin nahm, den Schatten einer Gestalt an der andern Seite der Wand gesehen. Seine schnelle Fassungsgabe ließ ihn vermuthen, wer es sei, denn er erinnerte sich der ungewöhnlichen Neugierde des Maires, seines indiscreten Horchens auf Alles während der Tafel, und beschloß den versteckten Horcher zu strafen. Ein Wink an den Grafen war hinreichend, denn er war nicht der Mann,

eine Andeutung verloren gehen zu lassen, und so hatten sie ihr Opfer nach Herzenslust zum Besten.

„Die Geschichte verbreitete sich weiter und erregte in der ganzen Gegend ein lautes Gelächter und der kleine Maire von C. wurde so lange karrikirt und pamphletirt, bis er abtrat und keinen Wunsch weiter hatte als den, in Frieden zu leben und den verhängnißvollen Besuch in Valençay zu vergessen.“

Als mein Freund seine Geschichte beendet, stand die Gesellschaft vom Whisttische auf und der Fürst setzte sich in den Lehnsessel am Feuer, der immer für ihn bereit steht. Ich muß gestehen, daß ich mich in diesem Augenblicke in die Gefühle des würdigen Maire von C. hineindenken konnte, denn ich selbst erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er den reichen Schatz seiner Erinnerungen vor uns erschließen würde.

Es bedurfte nur eines einzigen Funkens, ihn zu entzünden. Der Fürst war an diesem Abend en verve und ich glaube, man könnte Bände mit den „Blumen der Beredsamkeit“ füllen, mit denen er uns entzückte. Wenn er nicht die Macht besaß, uns, gleich Dante, in die untern Regionen zu führen, so war der Reiz seiner Darstellungsweise nur um so größer. Gleich einem Zauberer beschwor er die Schatten der Vergangenheit herauf und ließ sie in langem Zuge vor uns vorüber=

frierend hinter dem Schirm, Jemand erwartend, der ihn zu seinem Zimmer führt. **Mille pardons**, Monsieur L., für diese außerordentliche Vernachlässigung der Dienerschaft.“

„Der Kammerdiener trat herein.

„„Führe Maire L. sogleich nach seinem Zimmer und sorge dafür, daß nie wieder eine ähnliche Vernachlässigung gegen einen Gast des Schlosses vorkommt. **Bon soir, Monsieur le Maire, bonne nuit et dormez bien!**“

„Der zitternde Sünder entfernte sich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, so groß war seine Verwirrung, und reis'te am andern Morgen mit Tagesanbruch in seine Heimath zurück.

„Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß die Nachricht von seiner Amtsentsetzung nur ein Scherz war. Der Fürst hatte, als er den Leuchter vom Kamin nahm, den Schatten einer Gestalt an der andern Seite der Wand gesehen. Seine schnelle Fassungsgabe ließ ihn vermuthen, wer es sei, denn er erinnerte sich der ungewöhnlichen Neugierde des Maires, seines indiscreten Horchens auf Alles während der Tafel, und beschloß den versteckten Horcher zu strafen. Ein Wink an den Grafen war hinreichend, denn er war nicht der Mann,

eine Andeutung verloren gehen zu lassen, und so hatten sie ihr Opfer nach Herzenslust zum Besten.

„Die Geschichte verbreitete sich weiter und erregte in der ganzen Gegend ein lautes Gelächter und der kleine Maire von C. wurde so lange karrikirt und pamphletirt, bis er abtrat und keinen Wunsch weiter hatte als den, in Frieden zu leben und den verhängnißvollen Besuch in Valençay zu vergessen.“

Als mein Freund seine Geschichte beendet, stand die Gesellschaft vom Whisttische auf und der Fürst setzte sich in den Lehnsessel am Feuer, der immer für ihn bereit steht. Ich muß gestehen, daß ich mich in diesem Augenblicke in die Gefühle des würdigen Maire von C. hineindenken konnte, denn ich selbst erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er den reichen Schatz seiner Erinnerungen vor uns erschließen würde.

Es bedurfte nur eines einzigen Funkens, ihn zu entzünden. Der Fürst war an diesem Abend en verve und ich glaube, man könnte Bände mit den „Blumen der Beredsamkeit“ füllen, mit denen er uns entzückte. Wenn er nicht die Macht besaß, uns, gleich Dante, in die untern Regionen zu führen, so war der Reiz seiner Darstellungsweise nur um so größer. Gleich einem Zauberer beschwor er die Schatten der Vergangenheit herauf und ließ sie in langem Zuge vor uns vorüber-

frierend hinter dem Schirm, Jemand erwartend, der ihn zu seinem Zimmer führt. Mille pardons, Monsieur L., für diese außerordentliche Vernachlässigung der Dienerschaft.“

„Der Kammerdiener trat herein.

„„Führe Maire L. sogleich nach seinem Zimmer und sorge dafür, daß nie wieder eine ähnliche Vernachlässigung gegen einen Gast des Schlosses vorkommt. Bon soir, Monsieur le Maire, bonne nuit et dormez bien!“

„Der zitternde Sünder entfernte sich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, so groß war seine Verwirrung, und reis'te am andern Morgen mit Tagesanbruch in seine Heimath zurück.

„Ich habe nicht nöthig zu sagen, daß die Nachricht von seiner Amtsentsetzung nur ein Scherz war. Der Fürst hatte, als er den Leuchter vom Kamin nahm, den Schatten einer Gestalt an der andern Seite der Wand gesehen. Seine schnelle Fassungsgabe ließ ihn vermuthen, wer es sei, denn er erinnerte sich der ungewöhnlichen Neugierde des Maires, seines indiscreten Horchens auf Alles während der Tafel, und beschloß den versteckten Horcher zu strafen. Ein Wink an den Grafen war hinreichend, denn er war nicht der Mann,

eine Andeutung verloren gehen zu lassen, und so hatten sie ihr Opfer nach Herzenslust zum Besten.

„Die Geschichte verbreitete sich weiter und erregte in der ganzen Gegend ein lautes Gelächter und der kleine Maire von C. wurde so lange karrikirt und pamphletirt, bis er abtrat und keinen Wunsch weiter hatte als den, in Frieden zu leben und den verhängnißvollen Besuch in Valençay zu vergessen.“

Als mein Freund seine Geschichte beendet, stand die Gesellschaft vom Whisttische auf und der Fürst setzte sich in den Lehnsessel am Feuer, der immer für ihn bereit steht. Ich muß gestehen, daß ich mich in diesem Augenblicke in die Gefühle des würdigen Maire von C. hineindenken konnte, denn ich selbst erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo er den reichen Schatz seiner Erinnerungen vor uns erschließen würde.

Es bedurfte nur eines einzigen Funkens, ihn zu entzünden. Der Fürst war an diesem Abend en verve und ich glaube, man könnte Bände mit den „Blumen der Beredsamkeit“ füllen, mit denen er uns entzückte. Wenn er nicht die Macht besaß, uns, gleich Dante, in die untern Regionen zu führen, so war der Reiz seiner Darstellungsweise nur um so größer. Gleich einem Zauberer beschwor er die Schatten der Vergangenheit herauf und ließ sie in langem Zuge vor uns vorüber=

gleiten. Ich will eine oder zwei dieser Anecdoten hier mittheilen. Der Leser darf jedoch nicht erwarten, die Memoire des Erzählers, das Pikante, den Zauber der Darstellungsweise wiederzufinden, welche den Fürsten Talleyrand zum ersten Erzähler seiner Zeit machten. Wenn ich nur eine schwache Idee des Conversationsstyls wiedergeben kann, der die langen Herbstabende in den fürstlichen Gemächern zu Valençay dahinschwinden machte, so ist das mehr als ich hoffen kann, denn es ist eben so unmöglich, die warme Lebendigkeit in des Fürsten Memoire, als die Eleganz seiner Ausdrucksweise wiederzugeben.

Die Conversation hatte sich zufällig auf Schottland gewendet und der Fürst sprach unter vielen Betheuerungen der Reue, dies Land nicht besucht zu haben, wo so viele seiner Freunde wohnten, eine lebhafte Neugierde nach den verschiedenen Sitten und Gebräuchen der Schotten aus, von denen einige so gänzlich von denen aller übrigen Nationen des Erdbodens abweichen. Unter Anderm äußerte er, daß er immer gewünscht habe, ein Beispiel des zweiten Gesichts zu kennen und legte mir mancherlei Fragen über diese außerordentliche Gabe vor. Ich war so glücklich, sie zu seiner Befriedigung beantworten, und manche Sagen, durch alte Diener aufbewahrt, aus meiner eigenen Familie mittheilen zu

können. Meine armen Anecdoten, so roh und einfach sie waren, schienen die Gesellschaft zu interessiren — diese Art göttlicher Offenbarung ist unter den Franzosen etwas Unbekanntes, die, obgleich mit dem sprühendsten Witz begabt, doch die trägste Phantasie unter allen Völkern Europa's haben.

„Der Somnambulismus und der wachende Schlaf mögen die Ursachen eines solchen wilden Glaubens sein," sagte Einer aus der Gesellschaft.

„Oder die Fähigkeit, den Geist mit kräftiger Energie auf Einen Punkt zu richten," äußerte ein Anderer.

„Oder der plötzliche Blitz, die aufflammende Helle, welche starken und gewaltigen Geistern das Mögliche, das Wahre zeigt," sagte der Fürst.

„Ich erinnere mich," fuhr er fort, „bei einer Gelegenheit für einen einzigen Augenblick mit dieser wunderbaren Kraft begabt gewesen zu sein. Ich weiß selbst in diesem Augenblicke noch nicht, woher sie kam, sie hat sich mir niemals wieder gezeigt und doch wurde damals durch sie mein Leben gerettet und ohne diese plötzliche und geheimnißvolle Inspiration würde ich jetzt nicht hier sitzen und erzählen. Ich hatte mit meinem Freunde Beaumetz ein Schiff befrachtet. Er war ein guter Kerl, dieser Beaumetz, ich hatte lange mit ihm in dem intimsten Freundschaftsverhältniß gelebt und in diesen

gleiten. Ich will eine oder zwei dieser Anecdoten hier mittheilen. Der Leser darf jedoch nicht erwarten, die Memoire des Erzählers, das Pikante, den Zauber der Darstellungsweise wiederzufinden, welche den Fürsten Talleyrand zum ersten Erzähler seiner Zeit machten. Wenn ich nur eine schwache Idee des Conversationsstyls wiedergeben kann, der die langen Herbstabende in den fürstlichen Gemächern zu Valençay dahinschwinden machte, so ist das mehr als ich hoffen kann, denn es ist eben so unmöglich, die warme Lebendigkeit in des Fürsten Memoire, als die Eleganz seiner Ausdrucksweise wiederzugeben.

Die Conversation hatte sich zufällig auf Schottland gewendet und der Fürst sprach unter vielen Betheuerungen der Reue, dies Land nicht besucht zu haben, wo so viele seiner Freunde wohnten, eine lebhafte Neugierde nach den verschiedenen Sitten und Gebräuchen der Schotten aus, von denen einige so gänzlich von denen aller übrigen Nationen des Erdbodens abweichen. Unter Anderm äußerte er, daß er immer gewünscht habe, ein Beispiel des zweiten Gesichts zu kennen und legte mir mancherlei Fragen über diese außerordentliche Gabe vor. Ich war so glücklich, sie zu seiner Befriedigung beantworten, und manche Sagen, durch alte Diener aufbewahrt, aus meiner eigenen Familie mittheilen zu

können. Meine armen Anecdoten, so roh und einfach sie waren, schienen die Gesellschaft zu interessiren — diese Art göttlicher Offenbarung ist unter den Franzosen etwas Unbekanntes, die, obgleich mit dem sprühendsten Witz begabt, doch die trägste Phantasie unter allen Völkern Europa's haben.

„Der Somnambulismus und der wachende Schlaf mögen die Ursachen eines solchen wilden Glaubens sein," sagte Einer aus der Gesellschaft.

„Oder die Fähigkeit, den Geist mit kräftiger Energie auf Einen Punkt zu richten," äußerte ein Anderer.

„Oder der plötzliche Blitz, die aufflammende Helle, welche starken und gewaltigen Geistern das Mögliche, das Wahre zeigt," sagte der Fürst.

„Ich erinnere mich," fuhr er fort, „bei einer Gelegenheit für einen einzigen Augenblick mit dieser wunderbaren Kraft begabt gewesen zu sein. Ich weiß selbst in diesem Augenblicke noch nicht, woher sie kam, sie hat sich mir niemals wieder gezeigt und doch wurde damals durch sie mein Leben gerettet und ohne diese plötzliche und geheimnißvolle Inspiration würde ich jetzt nicht hier sitzen und erzählen. Ich hatte mit meinem Freunde Beaumetz ein Schiff befrachtet. Er war ein guter Kerl, dieser Beaumetz, ich hatte lange mit ihm in dem intimsten Freundschaftsverhältniß gelebt und in diesen

gleiten. Ich will eine oder zwei dieser Anecdoten hier mittheilen. Der Leser darf jedoch nicht erwarten, die Memoire des Erzählers, das Pikante, den Zauber der Darstellungsweise wiederzufinden, welche den Fürsten Talleyrand zum ersten Erzähler seiner Zeit machten. Wenn ich nur eine schwache Idee des Conversations-styls wiedergeben kann, der die langen Herbstabende in den fürstlichen Gemächern zu Valençay dahinschwinden machte, so ist das mehr als ich hoffen kann, denn es ist eben so unmöglich, die warme Lebendigkeit in des Fürsten Memoire, als die Eleganz seiner Ausdrucksweise wiederzugeben.

Die Conversation hatte sich zufällig auf Schottland gewendet und der Fürst sprach unter vielen Betheuerungen der Reue, dies Land nicht besucht zu haben, wo so viele seiner Freunde wohnten, eine lebhafte Neugierde nach den verschiedenen Sitten und Gebräuchen der Schotten aus, von denen einige so gänzlich von denen aller übrigen Nationen des Erdbodens abweichen. Unter Anderm äußerte er, daß er immer gewünscht habe, ein Beispiel des zweiten Gesichts zu kennen und legte mir mancherlei Fragen über diese außerordentliche Gabe vor. Ich war so glücklich, sie zu seiner Befriedigung beantworten, und manche Sagen, durch alte Diener aufbewahrt, aus meiner eigenen Familie mittheilen zu

können. Meine armen Anecdoten, so roh und einfach sie waren, schienen die Gesellschaft zu interessiren — diese Art göttlicher Offenbarung ist unter den Franzosen etwas Unbekanntes, die, obgleich mit dem sprühendsten Witz begabt, doch die trägste Phantasie unter allen Völkern Europa's haben.

„Der Somnambulismus und der wachende Schlaf mögen die Ursachen eines solchen wilden Glaubens sein,“ sagte Einer aus der Gesellschaft.

„Oder die Fähigkeit, den Geist mit kräftiger Energie auf Einen Punkt zu richten,“ äußerte ein Anderer.

„Oder der plötzliche Blitz, die aufflammende Helle, welche starken und gewaltigen Geistern das Mögliche, das Wahre zeigt,“ sagte der Fürst.

„Ich erinnere mich,“ fuhr er fort, „bei einer Gelegenheit für einen einzigen Augenblick mit dieser wunderbaren Kraft begabt gewesen zu sein. Ich weiß selbst in diesem Augenblicke noch nicht, woher sie kam, sie hat sich mir niemals wieder gezeigt und doch wurde damals durch sie mein Leben gerettet und ohne diese plötzliche und geheimnißvolle Inspiration würde ich jetzt nicht hier sitzen und erzählen. Ich hatte mit meinem Freunde Beaumetz ein Schiff befrachtet. Er war ein guter Kerl, dieser Beaumetz, ich hatte lange mit ihm in dem intimsten Freundschaftsverhältniß gelebt und in diesen

gleiten. Ich will eine oder zwei dieser Anecdoten hier mittheilen. Der Leser darf jedoch nicht erwarten, die Memoire des Erzählers, das Pikante, den Zauber der Darstellungsweise wiederzufinden, welche den Fürsten Talleyrand zum ersten Erzähler seiner Zeit machten. Wenn ich nur eine schwache Idee des Conversationsstyls wiedergeben kann, der die langen Herbstabende in den fürstlichen Gemächern zu Valençay dahinschwinden machte, so ist das mehr als ich hoffen kann, denn es ist eben so unmöglich, die warme Lebendigkeit in des Fürsten Memoire, als die Eleganz seiner Ausdrucksweise wiederzugeben.

Die Conversation hatte sich zufällig auf Schottland gewendet und der Fürst sprach unter vielen Betheuerungen der Reue, dies Land nicht besucht zu haben, wo so viele seiner Freunde wohnten, eine lebhafte Neugierde nach den verschiedenen Sitten und Gebräuchen der Schotten aus, von denen einige so gänzlich von denen aller übrigen Nationen des Erdbodens abweichen. Unter Anderm äußerte er, daß er immer gewünscht habe, ein Beispiel des zweiten Gesichts zu kennen und legte mir mancherlei Fragen über diese außerordentliche Gabe vor. Ich war so glücklich, sie zu seiner Befriedigung beantworten, und manche Sagen, durch alte Diener aufbewahrt, aus meiner eigenen Familie mittheilen zu

können. Meine armen Anecdoten, so roh und einfach sie waren, schienen die Gesellschaft zu interessiren — diese Art göttlicher Offenbarung ist unter den Franzosen etwas Unbekanntes, die, obgleich mit dem sprühendsten Witz begabt, doch die trägste Phantasie unter allen Völkern Europa's haben.

„Der Somnambulismus und der wachende Schlaf mögen die Ursachen eines solchen wilden Glaubens sein," sagte Einer aus der Gesellschaft.

„Oder die Fähigkeit, den Geist mit kräftiger Energie auf Einen Punkt zu richten," äußerte ein Anderer.

„Oder der plötzliche Blitz, die aufflammende Helle, welche starken und gewaltigen Geistern das Mögliche, das Wahre zeigt," sagte der Fürst.

„Ich erinnere mich," fuhr er fort, „bei einer Gelegenheit für einen einzigen Augenblick mit dieser wunderbaren Kraft begabt gewesen zu sein. Ich weiß selbst in diesem Augenblicke noch nicht, woher sie kam, sie hat sich mir niemals wieder gezeigt und doch wurde damals durch sie mein Leben gerettet und ohne diese plötzliche und geheimnißvolle Inspiration würde ich jetzt nicht hier sitzen und erzählen. Ich hatte mit meinem Freunde Beaumetz ein Schiff befrachtet. Er war ein guter Kerl, dieser Beaumetz, ich hatte lange mit ihm in dem intimsten Freundschaftsverhältniß gelebt und in diesen

stürmischen Zeiten wurde die Freundschaft oft auf harte Proben gestellt. Ich hatte nach vielfachen, aufopfernden Beweisen seiner Zuneigung zu mir, keinen Grund, an seiner Freundschaft zu zweifeln. Wir waren mit einander aus Frankreich geflohen, waren zusammen in New-York angekommen und hatten während unseres ganzen Aufenthaltes daselbst im innigsten Einverständniß mit einander gelebt. So befrachteten wir, nachdem wir uns entschlossen hatten, unser weniges Geld an eine Speculation zu wagen, auf gemeinschaftliche Rechnung ein kleines Fahrzeug nach Indien, dem Glücke vertrauend, das uns auf unserer Flucht so freundlich vor Tod und Gefangenschaft bewahrt, um mit einander den Stürmen und Gefahren einer weiten und abenteuerlichen Reise zu trotzen.

„Alles war zu unserer Reise eingeschifft, die Rechnungen bezahlt und Abschied genommen und wir warteten nur noch ungeduldig auf günstigen Wind, stets bereit, sei es bei Tag oder bei Nacht, der Aufforderung des Capitains, an Bord zu kommen, zu folgen. Dieser Zustand der Ungewißheit schien den armen Beaumetz in hohem Grade zu irritiren, und unfähig, ruhig zu Hause zu bleiben, durchstrich er die Stadt mit einer Rastlosigkeit und einer fieberhaften Unruhe, die meine Aufmerksamkeit erregte, denn er war von jeher durch die Ruhe

und Festigkeit seines Temperaments und Charakters ausgezeichnet gewesen.

„Eines Tages trat er in unsere Wohnung, sichtbar unter dem Einflusse einer großen Aufregung stehend, aber sich selbst zwingend ruhig zu scheinen. Ich war in diesem Augenblicke beschäftigt, Briefe nach Europa zu schreiben, als er, über meine Schulter sehend, mit forcirter Lustigkeit sagte: „Weshalb die Zeit mit diesem Briefschreiben vergeuden? Sie werden doch nie den Ort ihrer Bestimmung erreichen. Komm mit mir und laß uns einen Spaziergang auf der Batterie machen — vielleicht setzt der Wind um und wir sind unserer Abreise näher, als wir uns einbilden.“

„Der Tag war außerordentlich schön, obwohl der Wind heftig blies, und ich ließ mich leicht überreden. Beaumetz legte, wie mir erst nachher wieder einfiel, eine ungewöhnliche Dienstfertigkeit an den Tag, half mir meine Papiere verschließen, gab mir Hut und Stock in die Hand und zeigte einen Eifer, unsern Ausgang zu beschleunigen, den ich in diesem Augenblicke, der Sehnsucht nach Veränderung, der Liebe zur Thätigkeit zuschrieb, mit der er mir während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts gekämpft zu haben schien.

„Wir gingen durch die belebten Straßen nach der Batterie. Er hatte meinen Arm genommen und führte

stürmischen Zeiten wurde die Freundschaft oft auf harte Proben gestellt. Ich hatte nach vielfachen, aufopfernden Beweisen seiner Zuneigung zu mir, keinen Grund, an seiner Freundschaft zu zweifeln. Wir waren mit einander aus Frankreich geflohen, waren zusammen in New-York angekommen und hatten während unseres ganzen Aufenthaltes daselbst im innigsten Einverständniß mit einander gelebt. So befrachteten wir, nachdem wir uns entschlossen hatten, unser weniges Geld an eine Speculation zu wagen, auf gemeinschaftliche Rechnung ein kleines Fahrzeug nach Indien, dem Glücke vertrauend, das uns auf unserer Flucht so freundlich vor Tod und Gefangenschaft bewahrt, um mit einander den Stürmen und Gefahren einer weiten und abenteuerlichen Reise zu trotzen.

„Alles war zu unserer Reise eingeschifft, die Rechnungen bezahlt und Abschied genommen und wir warteten nur noch ungeduldig auf günstigen Wind, stets bereit, sei es bei Tag oder bei Nacht, der Aufforderung des Capitains, an Bord zu kommen, zu folgen. Dieser Zustand der Ungewißheit schien den armen Beaumetz in hohem Grade zu irritiren, und unfähig, ruhig zu Hause zu bleiben, durchstrich er die Stadt mit einer Rastlosigkeit und einer fieberhaften Unruhe, die meine Aufmerksamkeit erregte, denn er war von jeher durch die Ruhe

und Festigkeit seines Temperaments und Charakters ausgezeichnet gewesen.

„Eines Tages trat er in unsere Wohnung, sichtbar unter dem Einflusse einer großen Aufregung stehend, aber sich selbst zwingend ruhig zu scheinen. Ich war in diesem Augenblicke beschäftigt, Briefe nach Europa zu schreiben, als er, über meine Schulter sehend, mit forcirter Lustigkeit sagte: „Weshalb die Zeit mit diesem Briefschreiben vergeuden? Sie werden doch nie den Ort ihrer Bestimmung erreichen. Komm mit mir und laß uns einen Spaziergang auf der Batterie machen — vielleicht setzt der Wind um und wir sind unserer Abreise näher, als wir uns einbilden.“

„Der Tag war außerordentlich schön, obwohl der Wind heftig blies, und ich ließ mich leicht überreden. Beaumetz legte, wie mir erst nachher wieder einfiel, eine ungewöhnliche Dienstfertigkeit an den Tag, half mir meine Papiere verschließen, gab mir Hut und Stock in die Hand und zeigte einen Eifer, unsern Ausgang zu beschleunigen, den ich in diesem Augenblicke, der Sehnsucht nach Veränderung, der Liebe zur Thätigkeit zuschrieb, mit der er mir während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts gekämpft zu haben schien.

„Wir gingen durch die belebten Straßen nach der Batterie. Er hatte meinen Arm genommen und führte

stürmischen Zeiten wurde die Freundschaft oft auf harte Proben gestellt. Ich hatte nach vielfachen, aufopfernden Beweisen seiner Zuneigung zu mir, keinen Grund, an seiner Freundschaft zu zweifeln. Wir waren mit einander aus Frankreich geflohen, waren zusammen in New-York angekommen und hatten während unseres ganzen Aufenthaltes daselbst im innigsten Einverständniß mit einander gelebt. So befrachteten wir, nachdem wir uns entschlossen hatten, unser weniges Geld an eine Speculation zu wagen, auf gemeinschaftliche Rechnung ein kleines Fahrzeug nach Indien, dem Glücke vertrauend, das uns auf unserer Flucht so freundlich vor Tod und Gefangenschaft bewahrt, um mit einander den Stürmen und Gefahren einer weiten und abenteuerlichen Reise zu trotzen.

„Alles war zu unserer Reise eingeschifft, die Rechnungen bezahlt und Abschied genommen und wir warteten nur noch ungeduldig auf günstigen Wind, stets bereit, sei es bei Tag oder bei Nacht, der Aufforderung des Capitains, an Bord zu kommen, zu folgen. Dieser Zustand der Ungewißheit schien den armen Beaumetz in hohem Grade zu irritiren, und unfähig, ruhig zu Hause zu bleiben, durchstrich er die Stadt mit einer Rastlosigkeit und einer fieberhaften Unruhe, die meine Aufmerksamkeit erregte, denn er war von jeher durch die Ruhe

und Festigkeit seines Temperaments und Charakters ausgezeichnet gewesen.

„Eines Tages trat er in unsere Wohnung, sichtbar unter dem Einflusse einer großen Aufregung stehend, aber sich selbst zwingend ruhig zu scheinen. Ich war in diesem Augenblicke beschäftigt, Briefe nach Europa zu schreiben, als er, über meine Schulter sehend, mit forcirter Lustigkeit sagte: „Weshalb die Zeit mit diesem Briefschreiben vergeuden? Sie werden doch nie den Ort ihrer Bestimmung erreichen. Komm mit mir und laß uns einen Spaziergang auf der Batterie machen — vielleicht setzt der Wind um und wir sind unserer Abreise näher, als wir uns einbilden.“

„Der Tag war außerordentlich schön, obwohl der Wind heftig blies, und ich ließ mich leicht überreden. Beaumetz legte, wie mir erst nachher wieder einfiel, eine ungewöhnliche Dienstfertigkeit an den Tag, half mir meine Papiere verschließen, gab mir Hut und Stock in die Hand und zeigte einen Eifer, unsern Ausgang zu beschleunigen, den ich in diesem Augenblicke, der Sehnsucht nach Veränderung, der Liebe zur Thätigkeit zuschrieb, mit der er mir während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts gekämpft zu haben schien.

„Wir gingen durch die belebten Straßen nach der Batterie. Er hatte meinen Arm genommen und führte

mich in eiliger Hast vorwärts. Als wir die breite Esplanade erreicht hatten, damals wie noch heute die Zierde der Stadt New-York, beeilte Beaumetz seine Schritte noch mehr, bis wir fast den Rand des Wassers erreicht hatten. Er sprach laut und in kräftigen Ausdrücken seine Bewunderung über die Schönheit der Scene aus, als er plötzlich in seinem unzusammenhängenden Redestrom innehielt, denn ich hatte meinen Arm aus seinen Händen befreit und stand unbeweglich vor ihm, meine Augen fest auf sein Gesicht heftend. Er wandte sich schüchtern und muthlos um. „Beaumetz," sagte ich, „Du hattest die Absicht mich zu morden, Du wolltest mich von der Höhe in die See hinabstürzen. Läugne es, Ungeheuer, wenn Du kannst?"

„Der Wahnsinnige starrte mich einen Augenblick an, aber ich hütete mich wohl meine Augen von seinem Gesicht abzuwenden. Er stammelte wenige unzusammenhängende Worte und versuchte an mir vorüber zu kommen, aber ich hinderte ihn mit meinen Armen daran. Er blickte verstört rechts und links und dann fiel er mir um den Hals und brach in Thränen aus. „Es ist wahr, es ist wahr, mein Freund. Der Gedanke verfolgte mich Tag und Nacht wie eine höllische Feuerflamme. Siehe, Du standest nur einen Fuß vom

Rande der Brüstung — ein Augenblick und es wäre geschehen gewesen.“

„Der Dämon hatte ihn verlassen. Zwar rollte sein Auge noch wild und der weiße Schaum stand in Flocken auf seinen Lippen, aber er stand nicht mehr unter dem Einflusse der Aufregung, mit der er so lange gekämpft hatte, denn er ließ sich ruhig von mir nach Hause führen. Einige Tage der Ruhe, ein Aderlaß und eine geeignete Diät brachten ihn wieder vollständig zu sich selbst, und was das Merkwürdigste ist, das Ereigniß wurde nicht wieder zwischen uns erwähnt. Mein Schicksal war inzwischen thätig gewesen. Während der Zeit, die ich am Bette des armen Beaumetz zubrachte, erhielt ich Briefe aus Frankreich, welche mir die Zurücknahme des Decrets verkündigten, das mich als Flüchtling nach Amerika gesandt hatte. Das Directorium war besänftigt und ich wurde zur schleunigsten Rückkehr aufgefordert. Ich versuchte es nicht dieser Einladnng zu widerstehen, entschloß mich sogleich Beaumetz unsere Speculation allein verfolgen zu lassen und sofort nach Frankreich zurückzukehren.

„Der Schlag war hart für den armen Beaumetz, der fest überzeugt war, daß ich mich aus Furcht eines neuen Angriffs von ihm trennte. Keine Versicherung unveränderter Freundschaft konnte ihn aus diesem Glau-

ben reißen und unser Abschied war stürmisch und qualvoll. Ich übergab ihm meinen Antheil an dem Schiffe, das wir zusammen befrachtet und er reis'te nach Indien ab, während ich nach meinem schönen Frankreich zurückkehrte.

„Sobald ich in einer Stellung war, meinen Freunden helfen zu können, dachte ich zuerst an Beaumetz und eine meiner ersten Handlungen war, die Aufhebung seiner Verbannung zu erwirken. Ich schrieb ihm sogleich diese fröhliche Kunde und adressirte meinen Brief an einen Kaufmann in Calcutta, an den er empfohlen war. Ich erhielt keine Antwort und schrieb wieder. Endlich kamen meine Briefe mit der Nachricht zurück, daß das Schiff, das vor einigen Monaten New-York verlassen, und dessen Supercargo M. Beaumetz gewesen, nicht eingetroffen sei, daß man keine Nachrichten über sein Schicksal habe und daß man fürchte, es sei untergegangen. Diese Annahme wurde gerechtfertigt, denn man hat niemals wieder weder vom Schiffe noch von meinem armen Freunde Beaumetz gehört!"

Der Fürst schwieg einen Augenblick, wahrscheinlich um seine düstern Erinnerungen an Beaumetz zu sammeln, und ich konnte nur das Glück bewundern, das ihn auf diese Weise abgehalten hatte nach Indien zu gehen.

Wie ganz anders möchte das Schicksal Frankreichs,

ja, ganz Europa's sich gewendet haben, wenn er dies Schiff bestiegen. Wohl verdient er den Titel Meister des Schicksals, den ihm seine Freunde gaben.

„Aber was war in Wirklichkeit die Ursache Ihres ersten Verdachts der mörderischen Absichten von Beaumetz?“ sagte Einer aus der Gesellschaft.

„Ich weiß es in diesem Augenblicke noch nicht,“ antwortete der Fürst Talleyrand. „Es war nicht sein Auge, denn ich sahe ihn nicht an, und mein Auge ruhete auf der reizenden Umgebung, deren einzelne Punkte er mir selbst andeutete; es war nicht der Ton seiner Stimme, der mich vor der Gefahr warnte, es war ein geheimnißvoller Impuls, wie ich ihn niemals wieder empfunden, eine jener geheimen Offenbarungen, deren Ursachen man nicht nachfragen darf. Manche Personen, die Illuminaten zum Beispiel, welche die philosophische Welt eine lange Zeit hindurch beschäftigten, haben diese plötzliche Offenbarung des Wahren den Wirkungen des Magnetismus zugeschrieben und es giebt eine Menge von Beispielen, wo die berühmten Meister dieser Kunst dieselben Wirkungen nach Belieben hervorbrachten. Cagliostro, gegen den ich einmal dieses Umstands erwähnte, hat oft dieselben Resultate durch die wundervollen Einwirkungen der magnetischen Kraft hervorbringen sehen.“

„Wie, mein Fürst, Sie haben Cagliostro ge-

sehen?“ rief die hübsche Herzogin von B., ihr Köpfchen vom Stickrahmen erhebend und dem Fürsten mit dem Ausdruck komischer Neugierde und Verwunderung in's Gesicht sehend.

„Ei, wohl habe ich ihn gesehen,“ entgegnete der Fürst ernst; „oft, ich sahe ihn oft und bin Keiner von denen, die ihn ungehört als Betrüger verdammen, denn der Mann glaubte an sich selbst und so ist es kein Wunder, daß er so leicht Andere überreden konnte.“

„O, erzählen Sie uns Etwas von diesem Cagliostro!“ rief die junge Herzogin, ihre schönen Locken zurückstreichend, die, während sie sich neugierig vorbeugte, über ihr Gesicht gefallen waren, und ihre weiße beringte Hand auf die Lehne von Talleyrands Armstuhl legend; „erzählen Sie uns Ihr Zusammentreffen mit diesem berühmten Zauberer, aber die Wahrheit. Wo lebte er? — Wie sahe er aus? — Wie trug er sich?“

„Nein,“ entgegnete lächelnd der Fürst, „wenn ich Ihnen Alles erzählen wollte, was ich von ihm weiß, so würde meine Geschichte bis Morgen Nacht um dieselbe Stunde dauern.“

Wir Alle folgten unwillkürlich der Richtung seiner Augen auf die Uhr auf dem Kaminsims. Wahrhaftig! Der Zeiger war rund herum gegangen und stand in wenigen Minuten auf Eins.

„Wir müssen die Erzählung der Wunder Cagliostro's auf eine andere Zeit verschieben,“ sagte er, „aber Sie sollen nichts durch das Warten verlieren. Vous n'y perdrez rien, Madame. Sie sollen diese Nacht wenigstens in Frieden schlafen, was Sie nach meiner Erzählung vielleicht nicht im Stande wären. Also, Messieurs, bonne nuit — à demain!“

Er erhob sich. Natürlich folgte die ganze Gesellschaft seinem Beispiel und in wenigen Minuten hatte sich Jeder zurückgezogen.

Mein Zimmer war in einem der Seitenthürme des Schlosses und durch einen besonderen Glückszufall fand ich, daß es dicht neben dem meines Freundes war. Wir blieben einige Augenblicke, die Kerzen in der Hand, an der Schwelle stehen und C. erbot sich mit außerordentlicher Freundlichkeit, bevor wir uns trennten, mich am andern Morgen durch das Schloß und seine Umgebung zu führen.

„Wir sind hier Alle vollkommen unabhängig,“ sagte er, „und Sie dürfen sich nicht wundern, wenn Ihnen die Sorge für Ihr Amusement bis zum Diner selbst überlassen wird, denn Jeder folgt hier seinem eigenen Belieben und in der Regel werden die Pläne für den Morgen schon am Abend vorher gemacht, so daß die inzwischen Ankommenden wenigstens für den ersten

sehen?“ rief die hübsche Herzogin von B., ihr Köpfchen vom Stickrahmen erhebend und dem Fürsten mit dem Ausdruck komischer Neugierde und Verwunderung in’s Gesicht sehend.

„Ei, wohl habe ich ihn gesehen,“ entgegnete der Fürst ernst; „oft, ich sahe ihn oft und bin Keiner von denen, die ihn ungehört als Betrüger verdammen, denn der Mann glaubte an sich selbst und so ist es kein Wunder, daß er so leicht Andere überreden konnte.‘

„O, erzählen Sie uns Etwas von diesem Cagliostro!“ rief die junge Herzogin, ihre schönen Locken zurückstreichend, die, während sie sich neugierig vorbeugte, über ihr Gesicht gefallen waren, und ihre weiße beringte Hand auf die Lehne von Talleyrands Armstuhl legend; „erzählen Sie uns Ihr Zusammentreffen mit diesem berühmten Zauberer, aber die Wahrheit. Wo lebte er? — Wie sahe er aus? — Wie trug er sich?“

„Nein,“ entgegnete lächelnd der Fürst, „wenn ich Ihnen Alles erzählen wollte, was ich von ihm weiß, so würde meine Geschichte bis Morgen Nacht um dieselbe Stunde dauern.“

Wir Alle folgten unwillkürlich der Richtung seiner Augen auf die Uhr auf dem Kaminsims. Wahrhaftig! Der Zeiger war rund herum gegangen und stand in wenigen Minuten auf Eins.

„Wir müssen die Erzählung der Wunder Cagliostro's auf eine andere Zeit verschieben," sagte er, „aber Sie sollen nichts durch das Warten verlieren. Vous n'y perdrez rien, Madame. Sie sollen diese Nacht wenigstens in Frieden schlafen, was Sie nach meiner Erzählung vielleicht nicht im Stande wären. Also, Messieurs, bonne nuit — à demain!"

Er erhob sich. Natürlich folgte die ganze Gesellschaft seinem Beispiel und in wenigen Minuten hatte sich Jeder zurückgezogen.

Mein Zimmer war in einem der Seitenthürme des Schlosses und durch einen besonderen Glückszufall fand ich, daß es dicht neben dem meines Freundes war. Wir blieben einige Augenblicke, die Kerzen in der Hand, an der Schwelle stehen und C. erbot sich mit außerordentlicher Freundlichkeit, bevor wir uns trennten, mich am andern Morgen durch das Schloß und seine Umgebung zu führen.

„Wir sind hier Alle vollkommen unabhängig," sagte er, „und Sie dürfen sich nicht wundern, wenn Ihnen die Sorge für Ihr Amusement bis zum Diner selbst überlassen wird, denn Jeder folgt hier seinem eigenen Belieben und in der Regel werden die Pläne für den Morgen schon am Abend vorher gemacht, so daß die inzwischen Ankommenden wenigstens für den ersten

Tag ausgeschlossen sind. Aber Sie sollen nicht ganz verlassen sein; ich werde Morgen früh bei Zeiten bei Ihnen sein und wir werden für einen Tag hinreichende Beschäftigung haben, die Schönheiten des Ortes zu durchwandern, der eines Tags der berühmteste in unserem Lande sein wird."

Er verließ mich und ich lag bald in tiefem Schlummer, träumend von Allem, was ich gehört und gesehen und von Allem, was ich vor meiner Abreise von Valençay noch sehen und hören würde.

Zweites Kapitel.

Talleyrands Haltung in der Julirevolution.

Man wird leicht glauben, daß es nicht nöthig war, mich am andern Morgen zu wecken. Troz meiner anstrengenden Reise und der späten Stunde der Nachtruhe, war ich doch, schon lange bevor mein Freund sein Zimmer verlassen, auf den Füßen. Der Morgen war schön und ich ergözte mich, Hunde und Jäger vom Hofe nach dem grünen Forst abgehen zu sehen. Ich für mein Theil hatte nicht Lust dazu, sondern habe im Gegentheil stets die Leute bewundert, die mit dem Sinne des Gehörs begabt, im Stande sind mit Geduld das ewig gleiche Lärmen der Jagd anzuhören, das langweiligste und unangenehmste, was ich kenne.

Ich ging hinab, um C. auf dem grünen Rasenplatze, der so einladend unter meinen Fenstern lag, zu erwarten. Ich betrachtete die breite Fronte des alten

Schlosses, das im Lichte der Morgensonne mit seinen hohen orientalischen Thürmen sich wie ein reicher und luxuriöser Pallast der Levante präsentirte. Ich wurde bald durch meinen Freund in meiner ehrfurchtsvollen Bewunderung unterbrochen, der über den Rasen zu mir herankam. Er lächelte, als er den ehrfurchtsvollen Blick bemerkte, mit dem meine Augen auf dem Zimmer des Prinzen ruhten, dessen zusammengezogene Vorhänge und geschlossene Jalousieen die tiefe Ruhe verkündeten, in welcher der Bewohner desselben noch begraben lag.

„Sie sind wie die übrige Welt,“ sagte er, meinen Arm nehmend. „Ich weiß, welche Gedanken Sie in diesem Augenblick, einer immer lächerlicher und „banaler“ als der andere, in Betreff des alten schlafenden Diplomaten beschäftigen und ich las neulich in einer Ihrer Zeitungen, wie sein Schlaf mit dem der Klapperschlange oder den einsamen Träumereien der auf ihren Raub lauernden Hyäne verglichen wurde. Nichts kann ungerechter sein als die Meinungen, die man in England über den Charakter des Fürsten, seine unbegrenzte Selbstsucht und seine habituelle Betrügerei verbreitet. Aber diese Verunglimpfungen sind nur ein neues Beispiel für die Mißkenntniß öffentlicher Charaktere. Niemand wurde jemals mehr durch die Verhältnisse des Augenblicks influencirt und war weniger über

seinen Weg entschieden, als die Zeit zum Handeln kam, als der Fürst. Seine Haltung während der Julirevolution hat dies vollkommen bewiesen, und wenn Sie und ich einmal Zeit und Muße haben, so hoffe ich Sie zu einer andern Meinung zu bekehren."

„Und weshalb nicht sogleich?" sagte ich. „Die Gelegenheit ist die geeignetste, die sich uns vielleicht für lange Zeit darbietet. Wir sind allein und können so leicht nicht gestört werden; und während wir den Park durchwandern, kann ich mit eben so großer Aufmerksamkeit zuhören, als wären wir mit einander im einsamsten Zimmer des Schlosses."

E. nahm meinen Arm und wir schlenderten vorwärts.

„Ich kann Ihnen," sagte er, „in Betreff der Haltung des Prinzen während des ereignißreichen Kampfes der drei Tage nur meine eigenen Eindrücke geben, aber Sie können sich auf die Wahrheit meiner Angaben der Facta verlassen, die zu jener Zeit eintraten. Ich habe ihn während der ganzen Zeit nicht verlassen, war Augenzeuge der verschiedenen Bewegungen, die ihn beherrschten und kann, soweit meine eigene Beobachtungsgabe ausreicht, die verschiedenen Motive beurtheilen, die seinen Handlungen zu Grunde lagen."

Ich gebe also dem Leser die Ansichten und An-

Schlosses, das im Lichte der Morgensonne mit seinen hohen orientalischen Thürmen sich wie ein reicher und luxuriöser Pallast der Levante präsentirte. Ich wurde bald durch meinen Freund in meiner ehrfurchtsvollen Bewunderung unterbrochen, der über den Rasen zu mir herankam. Er lächelte, als er den ehrfurchtsvollen Blick bemerkte, mit dem meine Augen auf dem Zimmer des Prinzen ruhten, dessen zusammengezogene Vorhänge und geschlossene Jalousieen die tiefe Ruhe verkündeten, in welcher der Bewohner desselben noch begraben lag.

„Sie sind wie die übrige Welt," sagte er, meinen Arm nehmend. „Ich weiß, welche Gedanken Sie in diesem Augenblick, einer immer lächerlicher und „banaler" als der andere, in Betreff des alten schlafenden Diplomaten beschäftigen und ich las neulich in einer Ihrer Zeitungen, wie sein Schlaf mit dem der Klapperschlange oder den einsamen Träumereien der auf ihren Raub lauernden Hyäne verglichen wurde. Nichts kann ungerechter sein als die Meinungen, die man in England über den Charakter des Fürsten, seine unbegrenzte Selbstsucht und seine habituelle Betrügerei verbreitet. Aber diese Verunglimpfungen sind nur ein neues Beispiel für die Mißkenntniß öffentlicher Charaktere. Niemand wurde jemals mehr durch die Verhältnisse des Augenblicks influencirt und war weniger über

seinen Weg entschieden, als die Zeit zum Handeln kam, als der Fürst. Seine Haltung während der Julirevolution hat dies vollkommen bewiesen, und wenn Sie und ich einmal Zeit und Muße haben, so hoffe ich Sie zu einer andern Meinung zu bekehren.“

„Und weshalb nicht sogleich?“ sagte ich. „Die Gelegenheit ist die geeignetste, die sich uns vielleicht für lange Zeit darbietet. Wir sind allein und können so leicht nicht gestört werden; und während wir den Park durchwandern, kann ich mit eben so großer Aufmerksamkeit zuhören, als wären wir mit einander im einsamsten Zimmer des Schlosses.“

C. nahm meinen Arm und wir schlenderten vorwärts.

„Ich kann Ihnen,“ sagte er, „in Betreff der Haltung des Prinzen während des ereignißreichen Kampfes der drei Tage nur meine eigenen Eindrücke geben, aber Sie können sich auf die Wahrheit meiner Angaben der Facta verlassen, die zu jener Zeit eintraten. Ich habe ihn während der ganzen Zeit nicht verlassen, war Augenzeuge der verschiedenen Bewegungen, die ihn beherrschten und kann, soweit meine eigene Beobachtungsgabe ausreicht, die verschiedenen Motive beurtheilen, die seinen Handlungen zu Grunde lagen.“

Ich gebe also dem Leser die Ansichten und An=

schauungen meines Freundes wieder und bitte ihn zu bedenken, daß es die Meinungen eines Mannes sind, der den Fürsten wohl kannte, der lange Jahre vor seinem Tode sein besonderes Vertrauen genoß und dessen Aussagen wichtig genug sind, manches bisher Dunkle aufzuklären.

„Sehr Viele,“ fuhr mein Freund fort, „sind von den politischen Tagesschriftstellern zu ganz falschen Auffassungen der Ursachen der Julirevolution verleitet worden, sie bemühen sich den Muth und den Patriotismus, der bei dieser Gelegenheit von der liberalen Partei so plötzlich und unwillkürlich entfaltet wurde, als die Folge eines tief angelegten Complottes darzustellen, das schon viele Monate vorher im Gange war, und suchen aus den Triumphen der drei Tage dem Publikum eine durchaus unrichtige Idee über die Diplomatie der Parteihäupter beizubringen. Eine andere Meinung, die sehr allgemein geworden ist, ist die, daß der Staatsmann, der einen so sichtbaren Antheil an allen unsern Revolutionen, von der im Jahre **1789** bis zu der im Jahre **1830** genommen und jeder Regierung die Hilfe seiner glänzenden Talente geliehen hat, den Kämpfen und Intriguen nicht fremd geblieben sei, die endlich den Sturz Karls X. und die Verbannung seiner Dynastie aus Frankreich herbeiführten. Lassen Sie uns jetzt, ohne

die Haltung Talleyrands unter andern Gouvernements rechtfertigen oder verdammen zu wollen, eine Aufgabe, die allein die Geschichte der Zukunft, frei von allen Parteileidenschaften, mit Billigkeit lösen kann, ruhig den Antheil besprechen, den er an der Julirevolution hatte. Thatsachen werden besser als Meinungen zur Beurtheilung des Charakters dieses großen Staatsmannes dienen, der eben jetzt so sehr verkannt wird.

„Es kann nicht geläugnet werden, daß zu der Zeit, von welcher ich jetzt spreche (**1830**), M. de Talleyrands Meinungen der Regierung Karls X. sehr ungünstig waren. Gleich jedem andern klugen und umsichtigen Manne im Königreich, betrachtete er die Auflösung des Ministeriums Martignac und die Ernennung Polignacs als einen furchtbaren Mißgriff. Aber solche politische Widersprüche konnten von einem Manne wie Karl X. nicht in Verwunderung setzen, dessen ganzes Leben, von dem berüchtigten Protest des Grafen d'Artois bei Gelegenheit der Generalstände im Jahre **1789**, bis zur verhängnißvollen Einsetzung eines Ministeriums, das ihn zum zweiten Mal in die Verbannung sandte, aus welcher er einmal zuvor zurückgekehrt war, nach des Fürsten Ausspruch lange vor der letzten Katastrophe, „wenig gelernt und Nichts vergessen hatte." M. de Talleyrand ließ den guten Eigenschaften, die den König

im Privatleben auszeichneten, volle Gerechtigkeit widerfahren und je mehr er ihm als Parteihaupt feindlich gegenüber stand, desto mehr freute es ihn, Karls großmüthige Natur, seine treue und dankbare Freundschaft anzuerkennen. Rücksichtlich seines persönlichen Werthes stellte er ihn weit über seinen Bruder Ludwig XVIII., dem er den Vorwurf machte, „nicht Freunde, sondern nur — Günstlinge zu haben“ und der in seinem ganzen Leben nicht Herz genug gehabt hatte, einen Verbrecher zu pardonniren. Der Eine war ein besserer König, der Andere ein besserer Mensch.

Karl X. vergalt indessen zehnfach durch Haß und Argwohn die mitleidige Verachtung, mit welcher der schlaue Diplomat auf seine Regierung blickte. Außerdem konnte der fromme Monarch nie vergessen, daß der Bischof von Autun die Kirche verlassen und sich troß der von Rom aus angedrohten Excommunication und ewigen Verdammniß verheirathet hatte. Denn obgleich Pius VII. den Bischof seiner priesterlichen Gelübde entbunden, so konnte der König doch niemals an Hofgalatagen ohne Unwillen seinen Großkämmerer sehen, der selten verfehlte, sich bei solchen Gelegenheiten seinem königlichen Herrn zu präsentiren, troß der Kälte, mit der er bei Hofe empfangen wurde, wo ihm sein heiterer Witz und sein bitterer Sarkasmus den Spitznamen

„Le diable boiteux“ eingebracht hatte. Der König, von seinem Vorurtheil verblendet, vergaß bei dieser Gelegenheit der päpstlichen Autorität, denn die Ehe des Fürsten war durch den Papst sanctionirt und in den Augen der frömmsten Katholiken vollständig loyal.

„Nichts desto weniger schien zur Zeit des Ministeriums Martignac eine Art von rapprochement, wenn nicht zwischen dem König und M. de Talleyrand, doch wenigstens zwischen diesem und dem Ministerium Platz gegriffen zu haben. Die Männer *), aus denen dieses Ministerium zusammengesetzt war, waren so gemäßigt in ihren politischen Ansichten, daß Talleyrand sie nur bewundern konnte, und von dem Wunsche beseelt, zu zeigen, daß er bisher nicht der Regierung des Königs, sondern nur den Grundsätzen des Ministeriums feindlich gegenüber gestanden, benutzte er jede Gelegenheit, um öffentlich seine Sympathieen für das neue Ministerium an den Tag zu legen. Er wurde häufiger als je in den ministeriellen Salons gesehen und empfing die Minister wieder in seinem eigenen Hotel mit der hohen Feinheit und höfischen Urbanität, die ihn so sehr aus-

*) Mr. de Martignac, . . . Minister des Innern.
De la Ferronays, . . . Minister des Auswärtigen.
Feutrier, . . . Minister des Cultus.
Portalis, . . . Minister der Justiz.

zeichnete, bei jeder Gelegenheit die Genugthuung ausdrückend, die er darüber empfand, das Ruder des Staats wenigstens in den Händen von Männern zu sehen, deren Erfahrung sie geschickt machte, die Bedürfnisse des Landes zu begreifen und die Hilfsmittel zu ihrer Befriedigung zu finden. Diese Zufriedenheit war jedoch nur von kurzer Dauer. Im August löſ'te Karl X. das Ministerium, der Einflüsterung geheimer Rathgeber folgend, die auf sein ängstliches Gewissen wirkten, auf und setzte das Ministerium Polignac dafür ein, ein Schritt, der im ganzen Lande einen Aufschrei des Unwillens hervorrief.

„Der Fürst Talleyrand war über die falsche Richtung bekümmert, die der König eingeschlagen hatte; aber unfähig Hilfe zu bringen, und mit jedem Tage neuen Plackereien ausgesetzt, nahm er ein kurzes Unwohlsein zum Vorwand, um sich für einige Zeit vom Hofe zurückzuziehen und auf dem Schlosse seiner Nichte, der Herzogin de Dino, zu Rochecotte in der Touraine, zur Herstellung seiner Gesundheit den ganzen Winter über zu verweilen.

„Seiner Zurückgezogenheit zu Rochecotte wurden die verschiedensten Motive untergeschoben. Ich weiß, daß mehrere Zeitungen behaupteten und selbst Schriftsteller von größerer Bedeutung wiederholten, der Plan

zum Sturz Karls X. sei während dieses Winters zwischen den Führern der liberalen Parteien und dem Fürsten ausgebildet worden, der nach der allgemeinen Meinung ihnen selbst den Beistand seines Rathes und seines Einflusses angetragen habe.

„Was dieser Behauptung einige Farbe verlieh, war das zufällige Zusammentreffen, daß der Fürst einige der bedeutendsten Männer der Opposition zu seinen vertrauten Freunden zählte, die im Augenblick der Revolution von 1830 durch die Gewalt der Umstände sich an der Spitze der neuen Ordnung der Dinge sahen, die sie so sehnlich herbeigewünscht hatten, ohne jedoch einen directen Einfluß auf ihre Entwickelung ausgeübt zu haben. So zählte der Fürst den General Sebastiani, den Herzog von Broglie, M. Villemain, M. Bertin de Vaux und M. Molé zu seinen vertrauteren Freunden, die indessen alle bis zu dem Augenblick, wo die Revolution sich zu Gunsten der Volkspartei wendete, nur passive Zuschauer gewesen waren. Es gab indessen einen Mann, der thätigen Antheil an der Revolutionsbewegung nahm, der ihre Entwickelung durch seine Angriffe in dem Journale, dessen Hauptmitarbeiter er war, vorbereitete und leitete und den Herr von Talleyrand durch seine besondere Gunst auszeichnete. Es war indessen im Monat Mai, den Thiers beim Herrn von

Talleyrand zu Rochecotte verlebte, wo er den Plan zu den donnernden Artikeln im „National“ faßte, die an jedem Morgen, gleich den Mauerbrechern der alten Kriegskunst, die wankenden Bollwerke in Ruinen legten, hinter welchen die Monarchie sich sicher glaubte.

Thiers conspirirte in der That gegen die Regierung Karls X. Aber es war dies keine Conspiration mit den Chefs der verschiedenen Parteien, sondern es war die ungeheure Majorität der Nation, zu welcher er in einer Sprache redete, die sie nur selten hörten und welche sie alle verstanden: die Sprache ihrer alten Leidenschaften und ihrer wachsenden Noth. Aber deshalb behaupten, daß Herr Thiers nach Rochecotte gekommen sei, um gemeinschaftlich mit dem Fürsten den Plan zur Revolution zu entwerfen, hieße dem Fürsten eine sehr untergeordnete Rolle zutheilen. Man muß sich wohl erinnern, daß Thiers damals zweiter Redacteur des Constitutionnel war und noch Niemand in ihm den Präsidenten des Ministerraths Louis Philipps voraussehen konnte. Seine Geschichte der Revolution, so voll von falschen Ideen und monströsen Grundsätzen sie ist, verschaffte, Dank einigen wenigen interessanten Erzählungen und dem Namen Napoleons, den er in großen und edlen Zügen geschildert, dem Autor einen gewissen Ruf in der literarischen Welt. Aber sicher würde der

Fürst, troß der hohen Meinung, die er von Thiers Talenten hatte, höchlichst verwundert gewesen sein, wenn ihm damals, im Salon zu Rochecotte, eine moderne Cassandra prophezeit hätte, daß der Autor der Geschichte der französischen Revolution einst Premier-Minister und Chef des französischen Cabinets sein werde. Troß seiner Prophetengabe und seines großen Urtheilsvermögens würde er es für einen schlechten Scherz genommen haben, daß ein Mensch ohne gesellschaftliche Stellung, ein homme de rien, zur Führung der Geschäfte in einem Lande wie Frankreich sollte können berufen werden.

„Herr Thiers war in den Augen des Fürsten nichts weiter, als ein junger talentvoller Schriftsteller, den der alte „Seigneur“ zu protegiren und in die Manieren und Gebräuche der guten Gesellschaft einzuweihen liebte, ohne deren Kenntniß, wie er oft sagte, Niemand in der Literatur sein Glück machen könne. Aber er war gewiß die letzte Person in der Welt, die damals Thiers für einen Verschwörer gehalten hätte.

„Die Männer des Juli haben, entweder um sich bei der neuen Dynastie einzuschmeicheln, oder um sich den Ruf tiefer Politiker zu verschaffen, behauptet, daß sie den Sturz Karls X. lange vorher vorbereitet und rühmen sich den Sturm, der in drei kurzen Tagen eine

ganze Dynastie verjagte, durch ihre Machinationen heraufbeschworen zu haben. Diese Männer haben entweder die öffentliche Meinung betrügen wollen, oder sie haben sich selbst betrogen. Nichts war einer Conspiration unähnlicher als die Julirevolution, oder wenn ja eine Conspiration existirte, so war es eine öffentliche, allgemeine, einmüthige, eine Verschwörung, an welcher das ganze Land Theil nahm, mit alleiniger Ausnahme einer kleinen Anzahl, welche durch die Bande der Ehre und der Dankbarkeit an die ältere Linie des Hauses Bourbon gefesselt war. Es gab in der That nicht einen vernünftigen Menschen in Frankreich, der nicht den Sturz der Regierung Karls X. lange vor den Juliordonnanzen vorhergesehen hätte, aber Niemand würde den Tag des Ausbruchs so nahe bevorstehend gehalten haben. Als Beweis dafür mag gelten, daß die eifrigsten Gegner der Restauration, die Herren Pasquier, Molé, Royer Collard, Sebastiani, de Barante, Guizot, Broglie und viele Andere, bei der ersten Nachricht der Ordonnanzen wie vom Donner gerührt waren.

„Unter diesen Männern stand Talleyrand oben an, der kaum dem offiziellen Moniteur glauben wollte. Zu behaupten, daß Talleyrand gegen die Bourbons conspirirt habe, daß er durch seine Verbindung mit der Opposition und besonders mit dem Herzog von Orleans zum

Sturz der älteren und zur Erhebung der jüngeren Linie beigetragen habe, beweis't eine gänzliche Unkenntniß der Umstände uud Verhältnisse, unter welchen Talleyrand damals lebte, und fügt den zahllosen Beleidigungen, die so viele Schriftsteller auf das Haupt des großen Staatsmannes gehäuft haben, eine neue hinzu. Aber, wenn der Fürst nichts that, den Ereignissen des Juli entgegen zu wirken, so kann nicht geläugnet werden, daß er mit seinem gewohnten Takt von den faits accomplis zu profitiren wußte, und daß er, einmal von der Flucht Karls X. versichert, mit seiner durch das Alter nur noch erhöhten Klugheit, Alles für seinen alten Freund, den Herzog von Orleans that, und sich bemühte, dem Fortbrausen des revolutionairen Geistes Grenzen zu setzen.

„Es ist bis heute ein Gegenstand historischer Speculation gewesen, ob der Herzog von Orleans für seine Thronbesteigung im Voraus thätig war, oder ob er durch die Gewalt der Umstände dahin gelangte. Das sind die Thatsachen: — obgleich der Herzog von Orleans seit langer Zeit einen Wechsel der Dynastie für möglich gehalten hatte und sicher darauf vorbereitet war, in einem solchen Falle die Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen, so zögerte er doch am 30. Juli zuzugreifen und widerstand den Argumenten und Ueberredungen Thiers. Es ist bekannt, daß der Herzog von Orleans sich aus Furcht

vor einem Ausbruch der Volkswuth in den Umgebungen von Neuilly verborgen hielt und am Abend dieses Tages eine geheime Botschaft von Talleyrand erhielt, der ihn aufforderte, sofort nach Paris zurückzukehren und sich selbst unter dem Titel eines Generalstatthalters des Königreichs an die Spitze der neuen Gewalt zu stellen. Der neue König schien indessen diesen Beweis der Anhänglichkeit von Seiten seines alten Freundes bald vergessen zu haben, und M. de Talleyrand, der wußte, daß alle Könige, die ihre Krone aus der Hand des Volkes empfangen, oft gezwungen sind illustres ingrats zu sein, erwähnte während der folgenden Jahre niemals wieder eines Umstandes, dem Louis Philipp sein Königthum verdankte."

Nichts desto weniger, und obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß es der geheime Einfluß Talleyrands war, der die Entschließung des Herzogs von Orleans bestimmte und Frankreich an eine neue Dynastie knüpfte, wird es dem Leser interessant sein, von Jemandem, der den Fürsten in diesen denkwürdigen Tagen nicht verließ, Einiges von dem zu erfahren, was bei dieser Gelegenheit geschehen.

„M. de Talleyrand," fuhr C. fort, „war zu dieser Zeit in seinem Hotel in der Straße St. Florentin und am ersten Tage, wo man die Entwicklung des furcht-

baren Drama's noch nicht voraussehen konnte, weit entfernt, irgend eine Sympathie für den Widerstand an den Tag zu legen, der sich in allen Stadttheilen von Paris organisirte, und blickte im Gegentheil mit Schrecken und Entsetzen auf die Entfesselung des Volks. Er sagte oft, daß weder Erfahrung noch Prophetengabe die Wechselfälle einer Revolution im Voraus berechnen könne. Würde das Volk, einmal losgelassen in die revolutionaire Arena, die blutigen Scenen von **1793** erneuern, oder würde es vor der Erinnerung dieser furchtbaren Vergangenheit zurückbeben? Durfte man hoffen, daß Paris der Welt das einzige Beispiel in der Geschichte, das Beispiel der Mäßigung in der Bahn seiner Triumphe geben würde?

„Herr von Talleyrand hielt dies nicht für möglich. Die Erinnerungen der Jugend kehrten zurück und ließen ihn das erobernde Volk sehen, das Recht der Eroberung brauchend und mißbrauchend. Er sahe sie die Hotels der Großen zerstören, im blutigen Triumph weder Alter, noch Stand, noch Glück schonen und fürchtete zitternd eins der ersten Opfer der Volkswuth zn werden, denn er wußte recht wohl, daß das Volk ihn nicht liebte; er war das Werkzeug zur Restauration der Bourbonen gewesen. Dies waren die Gedanken, die den Fürsten am ersten Tage beherrschten und die Angst

und der Schrecken dieser Stunden sind hinreichend, ihn von dem Vorwurf freizusprechen, den Wechsel, der vor seinen Augen vorging, selbst herbeigeführt zu haben.

„Am zweiten Tage, am 28., als das Volk vor dem Stadthause gegen die Truppen des Königs kämpfte, als die Luft mit dem alten schrecklichen Geschrei erfüllt wurde und die Kanonen donnerten, sank plötzlich sein Vertrauen auf den Sieg der Soldaten und damals war es, wo er jene Worte sagte, die seitdem den Lesern der französischen Literatur so vertraut geworden sind: „Die Kanone, welche gegen das Volk abgefeuert wird, wirkt zu nichts als zur Erschütterung des Thrones.“ In demselben Augenblicke, wo das Triumphgeschrei des Volkes vor dem Stadthause erscholl, sahe er nach der Uhr auf dem Kaminsims. Es hatte eben fünf geschlagen. „Noch wenige Minuten,“ rief er aus, „und Karl X. hat aufgehört König von Frankreich zu sein.“

„In demselben Augenblick gab er ein anderes Beispiel von Geistesgegenwart, denn er befahl seinem Kammerdiener die Dienerschaft des Hotels zusammenzurufen und die Worte: „Hotel Talleyrand“, welche in großen goldenen Schriftzügen über dem Thorwege prangten, ein feudaler Schmuck anderer Zeiten, herabzunehmen.

„Es wird zur vollständigen Widerlegung der Behauptung seiner Theilnahme an der Revolution dienen,

daß er in dem Augenblicke, von dem ich spreche, noch durchaus unentschlossen über seine Haltung war, und daß er mit sichtbarer Unruhe den Ausgang des Kampfes erwartete. Das Gerücht hat ihm ein bon mot untergeschoben, das ich, so sehr es seiner Art und seinem Style entspricht, doch nicht von ihm gehört habe, obgleich ich ihn den ganzen Tag über nicht einen Augenblick verlassen habe.

„„Horch! die Kanonen schweigen — wir triumphiren!“

„„Wir! Wer mein Fürst?“

„„Still, nicht ein Wort! Ich werde es Ihnen Morgen sagen.“

„Wenn seine geheimen Wünsche wirklich einer neuen Ordnung der Dinge zugewendet waren, so verbarg er sie mit seiner gewöhnlichen Klugheit. Den ganzen zweiten Tag brachte er am Fenster des Gesellschaftszimmers zu, das nach dem Platze Ludwig XV. hinausgeht und schickte von Zeit zu Zeit seine Emissaire nach allen Richtungen von Paris, ihm Nachrichten von den Fortschritten der Revolution zu bringen. Die Herren Broglie, Bertin de Vaux und Sebastiani waren bei ihm und Alle, mit Ausnahme des Fürsten, waren der Meinung, daß der König versuchen würde, am folgenden Morgen an der Spitze seiner Truppen nach Paris

zurückzukehren. Er kannte den Charakter dieses Mannes zu gut, um eine solche Entscheidung zu hoffen oder zu fürchten.

„Am 29. jedoch, als der Fürst die Ueberzeugung zu gewinnen begann, daß die Sache der Revolution triumphiren werde, daß die liberalen Deputirten Casimir Perier, Laffitte, Lafayette die Insurrection zu leiten und sich selbst an die Spitze zu stellen suchten, da erkannte er sogleich den ungeheuern Vortheil, den eine solche Demonstration der Deputirtenkammer über die Kammer der Pairs geben würde und sein einziger Gedanke während dieses ganzen Tages war, die Intelligenz der oppositionellen Partei der Pairskammer in seinem eigenen Hause zu sammeln, um durch eine patriotische Erklärung das Uebergewicht, welches die Deputirten bereits erlangt hatten, zu neutralisiren und ihnen die Stellung der „Vertheidiger der Charte“ nicht allein zu überlassen. Aber alle Bemühungen des Fürsten waren vergeblich. Die große Anzahl seiner Freunde, Leute wie Pasquier und Molé, zögerten aus Furcht vor der Rückkehr des Königs sich offen zu erklären und lehnten es ab, an dem Protest der Deputirten Theil zu nehmen. Der Herr von Talleyrand war über diese Entschließung bekümmert und sagte mit der Sicherheit, die seitdem berühmt geworden ist, alle die schlimmen Folgen vorher,

die daraus für die Pairskammer aus ihrer Passivität während dieser ereignißreichen Krisis hervorgehen würden.

„Am Morgen des **30**. war das Volk indessen Meister von Paris — aller militairischen Posten — aller Barricaden, der Tuilerien — des Louvre und der Hotels der Minister. Die royalistischen Truppen hatten sich zurückgezogen und lagerten bei St. Cloud, wo sie in schwankender Hoffnung Karl X. und seinen Hof erwarteten.

„Plötzlich verbreitete sich das Gerücht gleich einem Lauffeuer durch Paris: Der alte König, beängstigt durch die Folgen eines Bürgerkriegs, habe sich zu unmittelbarer Flucht entschlossen! Der Fürst wollte dem Gerücht im ersten Augenblick keinen Glauben schenken. Er hielt es nicht für möglich, daß der König, umgeben von **12,000** Mann treuer Truppen, so bald die Chancen des Spiels aufgeben würde, und sandte, bevor er sich erklärte, zuerst nach St. Cloud, um die Bestätigung dieses Ereignisses zu erfahren. Die Rückkehr des Boten setzte uns Alle in lebhafte Verwunderung. Er brachte die Nachricht, daß Karl X. von St. Cloud geflohen sei und sich mit dem ganzen Hofe nach Rambouillet begeben habe. Mit diesem Augenblicke waren Talleyrands Zweifel zu Ende; er war mit einem Mal für einen bestimmten Plan entschlossen und unter diesen Umstän=

den wie in so manchen andern, wo er seine Politik unter dem Einfluß des Momentes wechselte, hätte er antworten können, was er einmal lange vorher wirklich geantwortet hatte: „Nicht ich habe den König verlassen — der König hat uns verlassen.“

„Jetzt kam die Zeit, wo die hohe Weisheit des Prinzen zum Handeln gelangte und, ich nehme nicht Anstand es auszusprechen, das Land rettete. M. de Talleyrand sandte mit möglichster Eile ein kleines, von seiner eigenen Hand geschriebenes Billet nach Neuilly. Der Bote war eine Person von hohem Muthe und eben so großer Zuverlässigkeit und war beordert, im Fall einer Gefahr oder einer Arretation an den Barrieren den Brief zu vernichten. Er konnte Ehren halber das Billet nicht lesen, aber er sahe, daß es nur wenige Worte enthielt. Es war an des Königs Schwester Madame Adelaide adressirt. Der Bote hatte Befehl, es nur in ihre eigenen Hände zu geben und der Prinzessin zu sagen, der Fürst Talleyrand beschwöre den Herzog von Orleans, keinen Augenblick zu verlieren — auf seine Hilfe zu rechnen, sogleich nach Paris zu kommen und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, weil im entgegengesetzten Falle Alles verloren sein würde. Er solle, wie der König vor seiner Abreise bestimmt, den Titel eines Generalstatthalters des Königreichs anneh-

men und — keine andere Absicht laut werden lassen. Mit dieser Anweisung hatte der alte schlaue Diplomat sich selbst eine Hinterthür für den Fall der Rückkehr Karls X. offen gelassen.

„Madame Adelaide empfing diese Nachricht mit schlecht verhehlter Freude. Mit der Schlauheit des Weibes lehnte sie es, unter dem Vorwande, es sei kein Schreibmaterial im Zimmer, jedoch ab, eine schriftliche Antwort zu geben. Sie nahm außerdem die Vorsichtsmaßregel, dem Fürsten das empfangene Papier wieder zurückzusenden, eben so sehr fürchtend, es zurückzubehalten als zu vernichten. Der Bote empfing die mündliche Antwort: daß ihr Bruder dem Fürsten für die angebotene Hilfe sehr dankbar sein würde, daß er für den Augenblick von Neuilly abwesend sei, daß ihm des Prinzen Botschaft sofort mitgetheilt und von ihr selbst Nichts unversucht gelassen werden solle, ihn zum sofortigen Aufbruch nach Paris zu bewegen. Noch vor Einbruch der Nacht war der Herzog von Orleans im Palais Royal und wenige Stunden nach seiner Ankunft waren die Mauern der Hauptstadt mit Proklamationen bedeckt, unterzeichnet Louis Philipp, Generalstatthalter des Reichs.

„Noch war eine ungeheuere Kluft zu überspringen, bevor der Generalstatthalter seine Hand nach der Krone

ausstrecken konnte. Auf der einen Seite heulten die Republikaner, wüthend, sich von Neuem ihr Ziel entrissen zu sehen — die hochgelobte Republik, um deren willen sie sich blindlings in die Wechselfälle einer Revolution gestürzt. Auf der andern Seite stand die große Masse der Bürger, ruhig und indifferent bei der Erhebung eines andern Bourbons. Was die Partei anbetrifft, die sich noch heute die Karlistische nennt, so muß sie sehr klein gewesen sein, denn sie war unsichtbar in der Stunde der Gefahr! Die Orleanisten gewannen inzwischen die Führer der Opposition in beiden Kammern. An der Spitze dieser Partei stand M. de Talleyrand, der, ohne sich selbst zu Gunsten der neuen Dynastie ausgesprochen zu haben, bereits alle ihre Bewegungen leitete durch die Anweisungen, die er durch eine vertraute Person übersandte, da die Barricaden, durch welche die Straßen noch versperrt waren, ihn hinderten persönlich im Palais Royal zu erscheinen.

„Nichts desto weniger sahe er, wie die Republikaner die günstige Gelegenheit des Interregnums nach der Flucht Karls X. zu benutzen begannen. Diese Partei gewann mit der Ausdauer, welche sie so sehr charakterisirt, mit jeder Stunde mehr Boden. Bereits begann das Volk, das sich während der drei Tage so groß, uneigennützig und edel gezeigt hatte, über seinen Sieg zu

murren und den wüthenden Proclamationen der Jacobiner von 1830 ein geneigtes Ohr zu leihen. Eine kleine Zögerung und die Wiederherstellung des Königthums wäre ohne blutige Kämpfe ein Ding der Unmöglichkeit gewesen und es ist die Frage, ob die Orleanisten als Sieger aus diesen Kämpfen hervorgegangen sein würden. Bereits wieder hallten die Plätze und Gärten des Palais Royal von flammenden Anreden an das souveraine Volk, zuzugreifen, so lange es noch Zeit sei und die Regierung, die Wahrung seiner Interessen in seine eigene Hand zu nehmen. Die Zugänge zur Deputirten-Kammer, wo die berüchtigte Erklärung des 7. August zu Stande gebracht wurde, waren von wild blickenden Männern besetzt, die mit blutdürstigem Geschrei die Republik forderten und gräßliche Drohungen gegen die Deputirten ausstießen, die an einen neuen Thron, an die Erhebung eines andern Bourbon zu denken wagten. Die Krisis war furchtbar. Die Regierung, die im Palais Royal ihre Sitzungen hielt, hatte die größte Mühe, das Volk durch die Eindrücke des ausschweifendsten Lobes, das an jedem Morgen mit freigebiger Hand in den Journalen ausgestreut wurde, zu berauschen und zu besänftigen. Das Volk war im Beginn, zu entdecken, daß die erfochtenen Siege, für welche es so sehr gelobt wurde, ihm weder Brot für

ausstrecken konnte. Auf der einen Seite heulten die Republikaner, wüthend, sich von Neuem ihr Ziel entrissen zu sehen — die hochgelobte Republik, um deren willen sie sich blindlings in die Wechselfälle einer Revolution gestürzt. Auf der andern Seite stand die große Masse der Bürger, ruhig und indifferent bei der Erhebung eines andern Bourbons. Was die Partei anbetrifft, die sich noch heute die Karlistische nennt, so muß sie sehr klein gewesen sein, denn sie war unsichtbar in der Stunde der Gefahr! Die Orleanisten gewannen inzwischen die Führer der Opposition in beiden Kammern. An der Spitze dieser Partei stand M. de Talleyrand, der, ohne sich selbst zu Gunsten der neuen Dynastie ausgesprochen zu haben, bereits alle ihre Bewegungen leitete durch die Anweisungen, die er durch eine vertraute Person übersandte, da die Barricaden, durch welche die Straßen noch versperrt waren, ihn hinderten persönlich im Palais Royal zu erscheinen.

„Nichts desto weniger sahe er, wie die Republikaner die günstige Gelegenheit des Interregnums nach der Flucht Karls X. zu benutzen begannen. Diese Partei gewann mit der Ausdauer, welche sie so sehr charakterisirt, mit jeder Stunde mehr Boden. Bereits begann das Volk, das sich während der drei Tage so groß, uneigennützig und edel gezeigt hatte, über seinen Sieg zu

murren und den wüthenden Proclamationen der Jacobiner von 1830 ein geneigtes Ohr zu leihen. Eine kleine Zögerung und die Wiederherstellung des Königthums wäre ohne blutige Kämpfe ein Ding der Unmöglichkeit gewesen und es ist die Frage, ob die Orleanisten als Sieger aus diesen Kämpfen hervorgegangen sein würden. Bereits wieder hallten die Plätze und Gärten des Palais Royal von flammenden Anreden an das souveraine Volk, zuzugreifen, so lange es noch Zeit sei und die Regierung, die Wahrung seiner Interessen in seine eigene Hand zu nehmen. Die Zugänge zur Deputirten-Kammer, wo die berüchtigte Erklärung des 7. August zu Stande gebracht wurde, waren von wild blickenden Männern besetzt, die mit blutdürstigem Geschrei die Republik forderten und gräßliche Drohungen gegen die Deputirten ausstießen, die an einen neuen Thron, an die Erhebung eines andern Bourbon zu denken wagten. Die Krisis war furchtbar. Die Regierung, die im Palais Royal ihre Sitzungen hielt, hatte die größte Mühe, das Volk durch die Eindrücke des ausschweifendsten Lobes, das an jedem Morgen mit freigebiger Hand in den Journalen ausgestreut wurde, zu berauschen und zu besänftigen. Das Volk war im Beginn, zu entdecken, daß die erfochtenen Siege, für welche es so sehr gelobt wurde, ihm weder Brot für

seine hungernden Familien noch Arbeit gaben, es zu verdienen, und diejenigen, welche das Scepter der Monarchie zerbrachen, schauderten, sich ein neues Joch, unsanctionirt durch die Stimme des Volks, auflegen zu lassen.

„Erschreckende Gerüchte von Aufständen und Metzeleien wurden von allen Seiten verbreitet und die Familie des Herzogs von Orleans war nicht ohne Furcht für das Leben ihres Hauptes. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Karl X. ging ohne Zögern in ein neues Exil. Von dieser Seite war keine Gefahr mehr zu fürchten. Die Deputirten, jetzt in beschlußfähiger Anzahl versammelt, entschlossen sich, dem Generalstatthalter des Reichs die Krone anzubieten. In dieser Krisis wurde der Fürst von Talleyrand um Rath gefragt und er war es, welcher den schwachen Widerstand Louis Philipps besiegte und ihn überredete, die ihm vom Volke angebotene Krone auf sein Haupt zu setzen. Talleyrand war es, der ihn bestimmte, sich sogleich auf das Stadthaus zu begeben, hier öffentlich die Insignien des Reichs zu empfangen und die Charte zn beschwören. Wie er den Schwur gehalten, mag dahingestellt sein; aber M. de Talleyrand erschien beim ersten öffentlichen Empfang im Palais Royal, um der neuen Gewalt die Sanction seiner alten Erfahrung zu leihen.

„Das war der Antheil des Herrn von Talleyrand an der Julirevolution. Er war ungeheuer, wenn man die Resultate bedenkt, aber weder vorbereitet noch herbeigeführt, wie man ihm seitdem so oft vorgeworfen hat. Dieser Antheil war gänzlich impromptu, und viele Personen seines engeren Kreises wissen, daß der Fürst oft Worte des Verdrusses über die blinde Thorheit Karls X. fallen ließ, der in drei Tagen das ganze Gebäude der Restauration vernichtete, das in ganz Europa als das Meisterstück der Diplomatie Talleyrands betrachtet wurde. Der Stolz des großen Herrn, die einzige schwache Seite, die er jemals gehabt, läßt ihn zuweilen noch jetzt über den Untergang des Princips der Legitimität seufzen, das er mit so vieler Mühe zu Gunsten der Bourbons aufrecht erhalten, eines Princips, das er für die Ruhe des Landes nothwendig erachtet und das vielleicht für viele Generationen durch die glorreichen drei Tage compromittirt worden ist. Die Lehre, die hieraus hervorgeht, enthält für den denkenden Geist ihre eigene Moral."

Drittes Kapitel.

Verhaftung und Gefangenschaft der spanischen Prinzen zu Valençay.

Während mein Freund mit mir diese Unterhaltung von Königen und Revolutionen führte, waren wir, nachdem wir einen Theil des Parkes durchschritten, in einen Hof gelangt, wo sich die Ställe befanden. Ich wußte, daß sich der Prinz nur wenig um seinen Marstall kümmerte, und war deshalb erstaunt, als C. eine Glocke zog, die über dem Thore hing. Ein Groom, der im Hofe stand und wahrscheinlich den Grund des Läutens kannte, öffnete sogleich die weiten Flügel einer Remise, in der Nähe des Thors.

„Es trifft sich," sagte C. lachend, „daß wir nach unserem Gespräch über gefallene Könige und gefallene Regierungen, jetzt das wahre Bild derselben sehen können; alt und hinfällig, wie es ist, mag es immerhin als der „große Löwe" von Valençay gelten.

Mit diesen Worten trat er in das Gebäude. Ich folgte und sahe, nicht, wie ich mir eingebildet hatte, einige seiner Reitpferde, die Geschenke dieses oder jenes Souverains, Beweise der Dankbarkeit für die Dienste des Diplomaten, sondern einen weit interessanteren Gegenstand — einen Gegenstand, der mich in die Zeit Philipps V. und des Cardinal Olivarez zurückführte.

Es war der Wagen, welcher die spanischen Prinzen 1808 über die Grenze nach Valençay geführt hatte und der durch besondere Umstände hier zurückgelassen worden war. Das Fahrzeug ist von altem, sehr ungewöhnlichem Bau. Es muß alt sein, wie die spanische Monarchie, ein hohes, ungeschicktes Stück spanischer Arbeit, keinem anderen Dinge ähnlich, als der Staatskutsche unseres Lord Mayors oder dem Wagen von Jaggernaut. Die Kissen sind mit Gold und Silber gestickt und die Insignien des spanischen Königthums sind an die Wände gemalt. Neu und an einem sonnigen Tage müssen diese Kissen den Beschauer fast geblendet haben. Das Dach ist im alten Style mit massiven Carnießen und reichem Schnitzwerk geschmückt. Die Gehänge innen und außen sind von rothem Seidendamast und selbst die Räder, obgleich roh und schwer, wunderbar verziert und reich vergoldet.

Drittes Kapitel.

Verhaftung und Gefangenschaft der spanischen Prinzen zu Valençay.

Während mein Freund mit mir diese Unterhaltung von Königen und Revolutionen führte, waren wir, nachdem wir einen Theil des Parkes durchschritten, in einen Hof gelangt, wo sich die Ställe befanden. Ich wußte, daß sich der Prinz nur wenig um seinen Marstall kümmerte, und war deshalb erstaunt, als C. eine Glocke zog, die über dem Thore hing. Ein Groom, der im Hofe stand und wahrscheinlich den Grund des Läutens kannte, öffnete sogleich die weiten Flügel einer Remise, in der Nähe des Thors.

„Es trifft sich," sagte C. lachend, „daß wir nach unserem Gespräch über gefallene Könige und gefallene Regierungen, jetzt das wahre Bild derselben sehen können; alt und hinfällig, wie es ist, mag es immerhin als der „große Löwe" von Valençay gelten.

Mit diesen Worten trat er in das Gebäude. Ich folgte und sahe, nicht, wie ich mir eingebildet hatte, einige seiner Reitpferde, die Geschenke dieses oder jenes Souverains, Beweise der Dankbarkeit für die Dienste des Diplomaten, sondern einen weit interessanteren Gegenstand — einen Gegenstand, der mich in die Zeit Philipps V. und des Cardinal Olivarez zurückführte.

Es war der Wagen, welcher die spanischen Prinzen 1808 über die Grenze nach Valençay geführt hatte und der durch besondere Umstände hier zurückgelassen worden war. Das Fahrzeug ist von altem, sehr ungewöhnlichem Bau. Es muß alt sein, wie die spanische Monarchie, ein hohes, ungeschicktes Stück spanischer Arbeit, keinem anderen Dinge ähnlich, als der Staatskutsche unseres Lord Mayors oder dem Wagen von Jaggernaut. Die Kissen sind mit Gold und Silber gestickt und die Insignien des spanischen Königthums sind an die Wände gemalt. Neu und an einem sonnigen Tage müssen diese Kissen den Beschauer fast geblendet haben. Das Dach ist im alten Style mit massiven Carnießen und reichem Schnitzwerk geschmückt. Die Gehänge innen und außen sind von rothem Seidendamast und selbst die Räder, obgleich roh und schwer, wunderbar verziert und reich vergoldet.

„Die Umstände, unter welchen diese hohe Maschine in Valençay zurückblieb, sind seltsam und ergötzlich. An dem Morgen, wo Ferdinand und sein Bruder den Ort ihrer Gefangenschaft verlassen sollten, um Krone und Reich zurückzuempfangen, wurde das hohe Fahrzeug, das sie nach Valençay gebracht, aus seiner Remise hervorgezogen und mit allem Beweglichen beladen, was sie während ihrer langen Gefangenschaft angeschafft hatten. Es leben noch einige wenige Personen im Schlosse, die sich des Morgens dieser Abreise sehr wohl erinnern, und sie werden Ihnen die ergötzlichen Umstände erzählen, die hier zusammentrafen, angenehme Eroberungen für Sammler von „Schnurren und Späßen."

„Der Tag war schön. Nicht ein Wölkchen war am Horizonte sichtbar, die ganze Natur lächelte freundlich. Die alte Kutsche, aus ihrer langen Ruhe aufgestört, war aufgeputzt und auf den Perron gezogen worden, um beladen zu werden. Dies Geschäft war beendet, die Prinzen und ihr Gefolge hatten sich in das Innere hineingequetscht, die kleinen Pagen standen auf den Tritten und die Dienerschaft saß pêle-mêle hinten auf, sich fest haltend, so gut sie vermochte. Man sagte mir, daß die gewichtige Maschine in diesem Augenblick nicht weniger als siebzehn Personen enthalten

habe. In Spanien war sie stets durch acht Maulthiere in Bewegung gesetzt worden, aber bei dieser Gelegenheit war sie mit sechs muthigen Postpferden bespannt, die an starken Stricken zogen, denn es war augenscheinlich, daß sie nur mit großer Anstrengung würde fortbewegt werden können.

„Die schöne Prinzessin, die Herrin des Schlosses, stand mit ihrem ganzen Hofe in malerischer Trauer auf dem Perron. Wolken, trübe Wolken beschatteten manche jugendliche Stirn, und Thränen fielen gleich Regentropfen aus manchen schönen Augen, denn die Prinzen waren während ihrer langen und schweren Gefangenschaft geliebt worden und fühlten tiefe Dankbarkeit gegen die sanften Wesen, welche die trüben Stunden ihrer Gefangenschaft verschönert. Es giebt Leute hier, welche behaupten, daß die Zeit hier freundlicher an ihnen vorüber gezogen sei, als es unter dem trüben Glanze des Escurial möchte geschehen sein. Es ist ausgemacht, daß bei dieser Gelegenheit, wo sie doch hätten heiter sein sollen, so weinerliche Gesichter an den Fenstern des Fahrzeugs gesehen wurden, daß man hätte denken sollen, sie gingen in ein noch schlimmeres Exil, anstatt in ihre Heimath, das glänzende Erbe ihrer Geburt zu empfangen. Sie stammelten kaum verständliche Abschiedsgrüße, welche die trauernden Schö-

nen auf dem Perron wieder zurückgaben, bis endlich der alte Don Antonio, in diesem Falle ungeduldiger als seine Neffen, die Postillone mit dem Versprechen fürstlicher Belohnungen zur größten Eile trieb.

„Endlich ertönte der Ruf: „en route!“ die Peitschen klatschten und die Taschentücher waren in voller Bewegung. Die Damen auf dem Perron brachen in lauteres Schluchzen aus — ein Geschrei vollkommener Verzweiflung antwortete aus dem Fahrzeug — die Pferde zogen an — die Postillone fluchten — die alte Kutsche ächzte und krachte — das war Alles — die Sporen berührten die Seiten der armen Thiere — die alte Kutsche schwankte hin und her — aber sie bewegte sich nicht! Vergebens arbeiteten Thiere und Menschen, die Stränge rissen und kein Zoll Boden war gewonnen.

„Ich hörte erzählen, daß die Scene im höchsten Grad komisch gewesen sein soll, als man entdeckte, daß keine menschlichen Mittel den Wagen auch nur bis zum Hofthor zu bewegen vermochten. Die königliche Gesellschaft war also gezwungen, auszusteigen. Das ganze Gepäck wurde umgepackt und sie verließen Valençay in einem etwas weniger anspruchsvollen, aber guten und modernen Reisewagen des Fürsten. Ich habe oft daran gedacht, ob Don Carlos, als er in den

biscayischen Gebirgen focht, sich dieses Momentes mit einem Seufzer oder mit einem Lächeln erinnert habe."

Ich besah das Fuhrwerk mit großem Interesse, denn es steht seitdem wieder hier auf seiner alten Stelle. Durch alle Wechselfälle des Landes, aus dem es, beladen mit seiner königlichen Fracht, über die Grenzen rumpelte, hat es hier im schweigenden Verfalle gestanden, ein wunderliches memento, das in unsern Tagen leicht noch seinen Weg in ein Museum finden wird.

C. sagte mir, daß er bei der Ankunft der Prinzen nicht in Valençay anwesend gewesen sei und deshalb den Eindruck nicht beurtheilen könne, welchen die plötzliche Gefangenschaft, der Treubruch Napoleons und der strenge Gewahrsam der Prinzen auf die Umgegend hervorgebracht habe. Er hatte sie indessen während ihrer Anwesenheit öfter gesehen und erzählte mir einige interessante Anecdoten. Ferdinand und sein Bruder waren Beide noch jung, fast noch Knaben, und anfangs von Gram und Kummer überwältigt, durch List und Gewalt aus ihrem Lande gebracht worden zu sein. Aber nach kurzer Zeit ergaben sie sich in ihr Schicksal und zogen ihr Exil mit der Elasticität der Jugend dem unheimlichen Glanze des spanischen Hofes vor, der noch heute an derselben lächerlichen Etikette festhält, die vor Jahren das Schrecken der fremden Gesandten war

und den Spitznamen „das Grab der Heiterkeit“ erhalten hatte.

„Es ist eine irrthümliche Annahme, daß das freundliche Lächeln und die Reize der Prinzessin von Benevent zu dieser plötzlichen Sinnesänderung beigetragen hätten, denn sie war bereits über das Alter hinaus, um auf die Phantasie ihrer jugendlichen Gäste fesselnd einwirken zu können, aber es befanden sich in ihrem Hofstaat einige Damen von Rang und so ausgezeichneter Schönheit, daß die jungen Prinzen gern geschworen haben würden, nimmer nach Spanien zurückzukehren und dort in glänzender Herrlichkeit zu herrschen.

„Es war damals eine seltsame Gesellschaft in Valençay versammelt. Zuerst die beiden Prinzen, Don Ferdinand, Prinz von Asturien, und Don Carlos, sein jüngerer Bruder. Dann der alte Don Antonio, der Bruder des regierenden Königs, der Onkel der beiden Jünglinge und zugleich der Wächter ihrer körperlichen und geistigen Wohlfahrt. Der Letztere war ein Spanier vom ächten alten Schlage, ein Charakter, wie man sie in den alten spanischen Novellen findet, ignorant und stolz wie der hidalgo zu Columbus' Zeiten, aber bonhomme, leichtgläubig und ohne Argwohn wie ein Kind.

„Zu gleicher Zeit mit den spanischen Prinzen traf

der Commandant . . . im Schlosse ein, ein Polizeispion, dem man die Bewachung der jugendlichen Helden anvertraut und dem man befohlen hatte, sie nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen. In der That war die Anwesenheit dieses Mannes die einzige Quelle der Unzufriedenheit der königlichen Prinzen während ihrer Anwesenheit zu Valençay. Es war ein hartes und gemeines Subject, dessen Leben unter Scenen des Verbrechens und Verraths hingeflossen war, und er erfüllte seine Pflicht mit einer Strenge und einer Kleinlichkeit, welche das Leben der seiner Aufsicht Empfohlenen verbitterte. Natürlich wurde er in seiner Stellung der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verachtung, und wenn der Besitz der Macht ihn oft zu unnützen Plackereien verleitete, so verleiteten Temperament und Jugend sie auf der andern Seite, sich ungenirt zu rächen.

„Einige Scenen, die durch diesen Zustand der Dinge herbeigeführt wurden, sind wahrhaft ergötzlich. Es war eins der größten Vergnügen Don Ferdinands, auf die Anwesenheit des Commandanten beim Morgen- und Abendgebet zu bestehen, dem bei seinen republikanischen und atheistischen Grundsätzen das Beten zu einem höchsten Wesen im hohen Grade zuwider war. Er war außerdem in seiner Jugend verwundet

und den Spitznamen „das Grab der Heiterkeit“ erhalten hatte.

„Es ist eine irrthümliche Annahme, daß das freundliche Lächeln und die Reize der Prinzessin von Benevent zu dieser plötzlichen Sinnesänderung beigetragen hätten, denn sie war bereits über das Alter hinaus, um auf die Phantasie ihrer jugendlichen Gäste fesselnd einwirken zu können, aber es befanden sich in ihrem Hofstaat einige Damen von Rang und so ausgezeichneter Schönheit, daß die jungen Prinzen gern geschworen haben würden, nimmer nach Spanien zurückzukehren und dort in glänzender Herrlichkeit zu herrschen.

„Es war damals eine seltsame Gesellschaft in Valençay versammelt. Zuerst die beiden Prinzen, Don Ferdinand, Prinz von Asturien, und Don Carlos, sein jüngerer Bruder. Dann der alte Don Antonio, der Bruder des regierenden Königs, der Onkel der beiden Jünglinge und zugleich der Wächter ihrer körperlichen und geistigen Wohlfahrt. Der Letztere war ein Spanier vom ächten alten Schlage, ein Charakter, wie man sie in den alten spanischen Novellen findet, ignorant und stolz wie der hidalgo zu Columbus' Zeiten, aber bonhomme, leichtgläubig und ohne Argwohn wie ein Kind.

„Zu gleicher Zeit mit den spanischen Prinzen traf

der Commandant . . . im Schlosse ein, ein Polizeispion, dem man die Bewachung der jugendlichen Helden anvertraut und dem man befohlen hatte, sie nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen. In der That war die Anwesenheit dieses Mannes die einzige Quelle der Unzufriedenheit der königlichen Prinzen während ihrer Anwesenheit zu Valençay. Es war ein hartes und gemeines Subject, dessen Leben unter Scenen des Verbrechens und Verraths hingeflossen war, und er erfüllte seine Pflicht mit einer Strenge und einer Kleinlichkeit, welche das Leben der seiner Aufsicht Empfohlenen verbitterte. Natürlich wurde er in seiner Stellung der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verachtung, und wenn der Besitz der Macht ihn oft zu unnützen Plackereien verleitete, so verleiteten Temperament und Jugend sie auf der andern Seite, sich ungenirt zu rächen.

„Einige Scenen, die durch diesen Zustand der Dinge herbeigeführt wurden, sind wahrhaft ergötzlich. Es war eins der größten Vergnügen Don Ferdinands, auf die Anwesenheit des Commandanten beim Morgen- und Abendgebet zu bestehen, dem bei seinen republikanischen und atheistischen Grundsätzen das Beten zu einem höchsten Wesen im hohen Grade zuwider war. Er war außerdem in seiner Jugend verwundet

und den Spitznamen „das Grab der Heiterkeit“ erhalten hatte.

„Es ist eine irrthümliche Annahme, daß das freundliche Lächeln und die Reize der Prinzessin von Benevent zu dieser plötzlichen Sinnesänderung beigetragen hätten, denn sie war bereits über das Alter hinaus, um auf die Phantasie ihrer jugendlichen Gäste fesselnd einwirken zu können, aber es befanden sich in ihrem Hofstaat einige Damen von Rang und so ausgezeichneter Schönheit, daß die jungen Prinzen gern geschworen haben würden, nimmer nach Spanien zurückzukehren und dort in glänzender Herrlichkeit zu herrschen.

„Es war damals eine seltsame Gesellschaft in Valençay versammelt. Zuerst die beiden Prinzen, Don Ferdinand, Prinz von Asturien, und Don Carlos, sein jüngerer Bruder. Dann der alte Don Antonio, der Bruder des regierenden Königs, der Onkel der beiden Jünglinge und zugleich der Wächter ihrer körperlichen und geistigen Wohlfahrt. Der Letztere war ein Spanier vom ächten alten Schlage, ein Charakter, wie man sie in den alten spanischen Novellen findet, ignorant und stolz wie der hidalgo zu Columbus’ Zeiten, aber bonhomme, leichtgläubig und ohne Argwohn wie ein Kind.

„Zu gleicher Zeit mit den spanischen Prinzen traf

der Commandant . . . im Schlosse ein, ein Polizeispion, dem man die Bewachung der jugendlichen Helden anvertraut und dem man befohlen hatte, sie nicht einen Augenblick aus den Augen zu lassen. In der That war die Anwesenheit dieses Mannes die einzige Quelle der Unzufriedenheit der königlichen Prinzen während ihrer Anwesenheit zu Valençay. Es war ein hartes und gemeines Subject, dessen Leben unter Scenen des Verbrechens und Verraths hingeflossen war, und er erfüllte seine Pflicht mit einer Strenge und einer Kleinlichkeit, welche das Leben der seiner Aufsicht Empfohlenen verbitterte. Natürlich wurde er in seiner Stellung der Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verachtung, und wenn der Besitz der Macht ihn oft zu unnützen Plackereien verleitete, so verleiteten Temperament und Jugend sie auf der andern Seite, sich ungenirt zu rächen.

„Einige Scenen, die durch diesen Zustand der Dinge herbeigeführt wurden, sind wahrhaft ergötzlich. Es war eins der größten Vergnügen Don Ferdinands, auf die Anwesenheit des Commandanten beim Morgen- und Abendgebet zu bestehen, dem bei seinen republikanischen und atheistischen Grundsätzen das Beten zu einem höchsten Wesen im hohen Grade zuwider war. Er war außerdem in seiner Jugend verwundet

worden, so daß ihm das Knieen eine wahre Marter war.

„Don Ferdinand ergötzte die ganze Gesellschaft, indem er ihm mit spöttischer Theilnahme beistand, sich von den Knieen zu erheben, und erregte durch seine freundlichen Quälereien bei dieser Gelegenheit das Gelächter der Anwesenden. Vergeblich bemühte sich der arme Commandant, in der frühen Stunde dieses Gottesdienstes eine Entschuldigung für sein Ausbleiben zu finden. Aber keine Entschuldigung wurde angenommen und seine königlichen Gefangenen versprachen lieber, die Stunde hinauszuschieben, als ihn von seiner Anwesenheit zu dispensiren. Diese Marter war so furchtbar für den armen Commandanten, daß die Pein einer einzigen Stunde ihm jeden Tag verbitterte und die armen gequälten Prinzen auf diese Art vollständig gerächt wurden.

„Don Antonio, die gute alte Seele, wurde anfänglich allgemein bewundert und verehrt des Eifers wegen, mit dem er die Bibliothek des Schlosses besuchte. Viele lange Stunden brachte er hier zur großen Erbauung Derjenigen zu, welche in Anbetracht der großen Unwissenheit, in welcher die Prinzen aufgewachsen waren, zu hoffen begannen, daß die Studien ihres Führers vortheilhaft auf seine Pupillen zurück-

wirken würden. Aber leider wurden diese Hoffnungen bald getäuscht. Der gute Alte stellte plötzlich seine Besuche der Bibliothek ein und antwortete, von der Fürstin über das plötzliche Aufgeben seines gewohnten Zeitvertreibes befragt, mit großer Genugthuung:

„Gott sei gedankt — meine Arbeit ist vollbracht und ich kann jetzt mein Cigaretto im Schatten der Piazza im Frieden rauchen, ohne fürchten zu müssen, das Seelenheil meiner Pflegebefohlenen durch diese schändlichen Bücher gefährdet zu sehen.“

„Wenn Ew. Excellenz mir diese Bücher bezeichnet hätten,“ sagte die Prinzessin, „so würde ich sie haben entfernen lassen. Meine Diener hätten dies längst thun und Sie aller Mühe überheben können.“

„O, sprechen Sie nicht von Mühe,“ antwortete der alte Don mit ruhiger Höflichkeit. „Außerdem würde das Wegschaffen der Bücher Ihre Bibliothek sehr verringert haben. Es waren nur die schlechten lateinischen Autoren, die ich fürchtete; glücklicher Weise können weder Don Ferdinand noch sein Bruder sie lesen und die Kupfer waren durch meinen Fleiß bald beseitigt. Ich versichere Sie, Madame, nicht Eins blieb übrig in allen den Büchern des Fürsten von Benevent, die mir als die von der Jugend dieses Landes gelesensten bezeichnet wurden.“

„Denken Sie sich den Schrecken der Prinzessin bei diesen Worten. Sogleich wurde in den Werken, von denen er gesprochen, den kostbarsten Ausgaben der ganzen Bibliothek, nachgesehen. Es war nur zu wahr. Der fromme Don hatte in seiner Sorge für das Seelenheil und die Moral seiner Neffen alle die ausgezeichneten Kupfer zerrissen, welche den Hauptwerth der Werke ausmachten. Der kostbare Ovid, die berühmte Straßburger Bibel und viele Andere von gleichem Werth waren verdorben, und man kann heute noch die Proben der Fürsten-Ignoranz sehen, in der die königliche Familie von Spanien sich damals befand.

„Die Unwissenheit Ferdinands würde sogar in einem spanischen Kloster auffallend gewesen sein. Er konnte lesen, aber er las niemals, „weil er einen Diener hatte, der in alle Geheimnisse der Wissenschaft eingeweiht war.“ Es sind dies seine eigenen Worte. Er war von ruhigem und schweigsamem Charakter und beschäftigte sich gern damit, kleine Bilder mit der Scheere auszuschneiden, um Bonbons für die Hofdamen der Prinzessin darin einzuwickeln. Er suchte gern und eifrig in Büchern, aber man entdeckte bald, daß Don Antonio's Unruhe wohl begründet gewesen war, denn der königliche Jüngling liebte die Bücher nur der „hübschen Bilder“ wegen, die etwa darin enthalten waren.

„Der jüngere Bruder, Don Carlos, war weniger gentil in seinen Manieren und in seinem Aeußern weniger von der Natur begünstigt. Seine größte Passion war die Jagd, deren Genuß ihm der Commandant verstattete, weil er diese Liebhaberei theilte.

„Aber wenn es Ihnen Vergnügen macht, mehr von ihrem Thun und Treiben zu erfahren, so will ich Ihnen einen Abriß der Verhältnisse und Umstände von ihrer Aufhebung zu Bayonne bis zu ihrer Rückkehr nach Madrid geben. Er rührt von einem Edelmanne aus ihrem Gefolge her und wird Sie unterhalten.“

In diesem Augenblicke tönte der angenehme Schall der Frühstücksglocke durch den Park und wir eilten, ihrem Rufe zu folgen. C., während des Vormittags beschäftigt, gab mir die versprochenen Papiere, mir die Langeweile zu vertreiben, und ich theile, in der Hoffnung, dem Leser ein gleiches Amusement dadurch zu bereiten, ihren Inhalt hier mit.

Das kleine Manuscript, das mir mein Freund einhändigte, war nach der Abreise der jungen Prinzen von Valençay im Schlosse gefunden worden. Es war sauber geschrieben und trug den Titel:

„Geheime Geschichte der Intriguen bei der Ergreifung und Gefangenschaft Ferdinands VII. und seines Bruders in Valençay.“

Das Heftchen wurde in der Bibliothek gefunden und da es nur Eine Person im ganzen Gefolge gab, die hierher kam, so ist es sehr wohl bekannt, daß der Verfasser desselben ein wahrheitsliebender und ehrenwerther Edelmann war, der jetzt eine hohe Stellung am Hofe der Königin Isabelle bekleidet. Das Manuscript enthielt Folgendes:

„Im März des Jahres 1807 sandte der Prinz von Asturien, der mit seinem frühern Lehrer, dem Erzdiacon Don Juan d'Escoioquiz, in geheimem Briefwechsel stand, einen seiner Vertrauten zu dem Letzteren nach Toledo, wo der Canonicus residirte. Der Prinz schickte ihm durch diesen Boten einen Brief, worin er ihm seinen Verdacht über die ehrgeizigen Absichten des Friedensfürsten aussprach, der immer mächtiger wurde und bereits das Commando der Armee, der Flotte und der Miliz in seinen Händen hatte. Schon verbreitete sich das Gerücht, daß Carl IV., dessen Gesundheit gänzlich zerrüttet war, ihn zum Regenten des Reichs bestimmt habe. Einmal Regent, eröffnete der Tod des Königs seinem Ehrgeiz eine neue Laufbahn und der

Charakter des Friedensfürsten und seine Stellung zum Throne beunruhigten die Freunde der königlichen Familie.

„M. d'Escoiquiz, erschreckt durch den Inhalt dieses Briefes, schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß es leicht sein würde, den König und die Königin über den wahren Charakter des Friedensfürsten zu enttäuschen. Er schrieb deshalb sogleich einen Brief, den er dem Prinzen von Asturien mit der Empfehlung übersandte, ihn sofort in die Hände der Königin zu übergeben, und hatte in demselben mit großer Beredsamkeit die Gefahren geschildert, die aus dem Vertrauen des Königs auf den Friedensfürsten für die Familie hervorgehen würden. Dieser Brief voller Wahrheit und Klugheit beunruhigte den Prinzen von Asturien so, daß er nicht wagte, ihn seiner Mutter zu übergeben. Er copirte ihn deshalb nur mit eigener Hand. Beschämt über seinen Mangel an Entschlossenheit, schrieb er an M. d'Escoiquiz, daß es unmöglich sei, auf die Königin einzuwirken und daß er es für leichter halte, den König zur Vernunft zu bringen, wenn er Gelegenheit fände, persönlich und allein mit ihm zu sprechen.

„Der würdige Canonicus von Toledo schrieb sogleich einen zweiten Brief, worin er versuchte, auf die schwachen Seiten des Königs zu influiren, und über-

sandte ihn dem Prinzen, der vergeblich auf eine Gelegenheit wartete, ihn seinem Vater übergeben zu können. Dieser Brief wurde, gleich dem ersten, von dem Prinzen mit eigner Hand copirt und in seinem Pulte verschlossen, wo Beide bei der Beschlagnahme seiner Papiere einige Zeit nachher gefunden wurden.

„Der Friedensfürst, welcher argwöhnte, daß hinter der schweigsamen Verschlossenheit des Prinzen feindliche Absichten gegen ihn selbst verborgen sein möchten, suchte durch jedes Mittel die Treue der Dienerschaft des Fürsten zu unterminiren, und machte dem König den Vorschlag, ihn mit Maria Theresia, der zweiten Tochter des Infanten Don Louis, zu vermählen. Die Prinzessin war durch ihre Schönheit und ihren Ehrgeiz berühmt und hatte bereits einige Proben ihrer Neigung zur Galanterie an den Tag gelegt. Der Prinz, der sie, außer ihren persönlichen Reizen, nur wenig kannte, hatte bereits seine Einwilligung zu dieser Verbindung gegeben, als plötzlich der Ehrgeiz des Prinzen hochstrebender als je geworden war und die Unterhandlungen rücksichtlich dieser Vermählung plötzlich abgebrochen wurden.

„M. d'Escoioquiz, überzeugt, daß jedes Mittel, zum König und der Königin Zutritt zu erlangen, vergebens war, wie die Vermählung mit Donna Maria, sah die

einzige Hoffnung zur Unterstützung des Prinzen in einer Verheirathung mit einer Prinzessin aus der Napoleonischen Familie. M. d'Escoioquiz, in seinen Plan verliebt, wollte ihn auch selbst ausführen helfen, verließ seine ruhige Zurückgezogenheit in Toledo und reis'te nach Madrid. Hier machte er die Bekanntschaft des Grafen Orquez, eines Edelmanns, der dem Prinzen von Asturien sehr zugethan war, und theilte ihm seine Unruhe und seine Plane für die Zukunft mit. In einer ihrer geheimen Unterredungen berichtete ihm der Graf Orquez, daß Don Diego Godoï, der Vater des Friedensfürsten, Geld unter die Garnison von Madrid vertheilt und eine nicht unbedeutende Anzahl der Offiziere bestochen habe. Ein Colonel der Dragoner, Don Joaquin Jauregui, hatte ihm dies mitgetheilt und eben auch, daß Don Godoï zu jedem Offizier von Bedeutung gesagt habe: „Sie sehen den traurigen Zustand des Landes — die Dynastie der Bourbons ist entartet — der König kann nicht lange mehr leben — der Prinz ist ein thörigter Knabe. Eine Veränderung ist nothwendig — wir rechnen auf Ihre Unterstützung.“ Durch ganz Madrid waren die geheimen Agenten Godoï's Tag und Nacht in voller Thätigkeit. Der Abbé Stata, Bibliothekar von St. Isidor, war so unklug gewesen, aufrührerische Schriften über den Gegen-

stand, über welchen man die Volksmeinung kennen lernen wollte, zu verbreiten, daß nämlich in der schwebenden Krisis die einzige Hoffnung der Rettung in der Kraft und der Erfahrung des Friedensfürsten liege.

„Unter diesen Verhältnissen glaubte M. d'Escoioquiz, daß nicht ein Augenblick zu verlieren sei und daß alle treuen Freunde des Thrones sich zu seinem Schutze vereinigen müßten. Sein erster Schritt war, sich vom Prinzen von Asturien eine Art Creditbrief ausstellen zu lassen, der ihn autorisirte, vertraulich mit dem Herzog del Infantado, einem jungen Manne von hoher Geburt, großer Unbestechlichkeit und ritterlichem Muthe und in hohem Ansehen beim Volke, zu verhandeln. Mit diesem Briefe, von des Prinzen eigener Hand ausgerüstet, machte er dem Prinzen seinen Besuch und Beide schworen Treue dem Throne und beriethen sich über die Maßregeln, die in dem Augenblicke des täglich möglichen Todes des Königs getroffen werden sollten, dessen Verheimlichung für den Friedensfürsten, so lange er wollte, eine Kleinigkeit war. Der Haß und der Argwohn, den er im Busen der Königin gegen ihren Sohn künstlich erzeugt, hatten sie veranlaßt, den Palast mit ihr und Godoï ergebenen Truppen zu füllen. Es war ihre Absicht, den Prinzen in dem Augenblicke, wo er nach dem Gesetz der spanischen

Hofetikette am Bette seines sterbenden Vaters erscheinen mußte, zu verhaften und ihn ein Decret unterzeichnen zu lassen, wodurch die ganze Gewalt in die Hand des Günstlings gelegt wurde. Dagegen sahen der Herzog del Infantado und M. d'Escoiquiz das einzige Mittel, diesem Verfahren zu begegnen, nur darin, durch ein Decret, im Voraus im Namen des neuen Königs unterzeichnet und gesiegelt, die ganze bürgerliche und militairische Gewalt dem Herzog del Infantado anzuvertrauen und den Friedensfürsten selbst unter den Befehl des Letzteren zu stellen.

„Ermächtigt durch dieses Document, sollte der Herzog, beim ersten Anzeichen des herannahenden Todes des Königs, sich an die Spitze der Truppen stellen, in der Uniform eines Generalissimus des Reichs in der Stadt und im königlichen Palaste erscheinen, mit vollkommener Machtvollkommenheit, den Friedensfürsten bei der geringsten Veranlassung zu arretiren. M. d'Escoiquiz setzte dieses Decret auf, übergab es dem Prinzen mit den nöthigen Instructionen und bat ihn, es eigenhändig abzuschreiben und mit seinem Siegel zu versehen. Der Prinz folgte diesen Anweisungen und das Document wurde dem Herzog übergeben, der es bis zu dem geeigneten Moment sorgsam verwahren

stand, über welchen man die Volksmeinung kennen lernen wollte, zu verbreiten, daß nämlich in der schwebenden Krisis die einzige Hoffnung der Rettung in der Kraft und der Erfahrung des Friedensfürsten liege.

„Unter diesen Verhältnissen glaubte M. d'Escoiquiz, daß nicht ein Augenblick zu verlieren sei und daß alle treuen Freunde des Thrones sich zu seinem Schutze vereinigen müßten. Sein erster Schritt war, sich vom Prinzen von Asturien eine Art Creditbrief ausstellen zu lassen, der ihn autorisirte, vertraulich mit dem Herzog del Infantado, einem jungen Manne von hoher Geburt, großer Unbestechlichkeit und ritterlichem Muthe und in hohem Ansehen beim Volke, zu verhandeln. Mit diesem Briefe, von des Prinzen eigener Hand ausgerüstet, machte er dem Prinzen seinen Besuch und Beide schworen Treue dem Throne und beriethen sich über die Maßregeln, die in dem Augenblicke des täglich möglichen Todes des Königs getroffen werden sollten, dessen Verheimlichung für den Friedensfürsten, so lange er wollte, eine Kleinigkeit war. Der Haß und der Argwohn, den er im Busen der Königin gegen ihren Sohn künstlich erzeugt, hatten sie veranlaßt, den Palast mit ihr und Godoï ergebenen Truppen zu füllen. Es war ihre Absicht, den Prinzen in dem Augenblicke, wo er nach dem Gesetz der spanischen

Hofetikette am Bette seines sterbenden Vaters erscheinen mußte, zu verhaften und ihn ein Decret unterzeichnen zu lassen, wodurch die ganze Gewalt in die Hand des Günstlings gelegt wurde. Dagegen sahen der Herzog del Infantado und M. d'Escoioquiz das einzige Mittel, diesem Verfahren zu begegnen, nur darin, durch ein Decret, im Voraus im Namen des neuen Königs unterzeichnet und gesiegelt, die ganze bürgerliche und militairische Gewalt dem Herzog del Infantado anzuvertrauen und den Friedensfürsten selbst unter den Befehl des Letzteren zu stellen.

„Ermächtigt durch dieses Document, sollte der Herzog, beim ersten Anzeichen des herannahenden Todes des Königs, sich an die Spitze der Truppen stellen, in der Uniform eines Generalissimus des Reichs in der Stadt und im königlichen Palaste erscheinen, mit vollkommener Machtvollkommenheit, den Friedensfürsten bei der geringsten Veranlassung zu arretiren. M. d'Escoioquiz setzte dieses Decret auf, übergab es dem Prinzen mit den nöthigen Instructionen und bat ihn, es eigenhändig abzuschreiben und mit seinem Siegel zu versehen. Der Prinz folgte diesen Anweisungen und das Document wurde dem Herzog übergeben, der es bis zu dem geeigneten Moment sorgsam verwahren

stand, über welchen man die Volksmeinung kennen lernen wollte, zu verbreiten, daß nämlich in der schwebenden Krisis die einzige Hoffnung der Rettung in der Kraft und der Erfahrung des Friedensfürsten liege.

„Unter diesen Verhältnissen glaubte M. d'Escoioquiz, daß nicht ein Augenblick zu verlieren sei und daß alle treuen Freunde des Thrones sich zu seinem Schutze vereinigen müßten. Sein erster Schritt war, sich vom Prinzen von Asturien eine Art Creditbrief ausstellen zu lassen, der ihn autorisirte, vertraulich mit dem Herzog del Infantado, einem jungen Manne von hoher Geburt, großer Unbestechlichkeit und ritterlichem Muthe und in hohem Ansehen beim Volke, zu verhandeln. Mit diesem Briefe, von des Prinzen eigener Hand ausgerüstet, machte er dem Prinzen seinen Besuch und Beide schworen Treue dem Throne und beriethen sich über die Maßregeln, die in dem Augenblicke des täglich möglichen Todes des Königs getroffen werden sollten, dessen Verheimlichung für den Friedensfürsten, so lange er wollte, eine Kleinigkeit war. Der Haß und der Argwohn, den er im Busen der Königin gegen ihren Sohn künstlich erzeugt, hatten sie veranlaßt, den Palast mit ihr und Godoï ergebenen Truppen zu füllen. Es war ihre Absicht, den Prinzen in dem Augenblicke, wo er nach dem Gesetz der spanischen

Hofetikette am Bette seines sterbenden Vaters erscheinen mußte, zu verhaften und ihn ein Decret unterzeichnen zu lassen, wodurch die ganze Gewalt in die Hand des Günstlings gelegt wurde. Dagegen sahen der Herzog del Infantado und M. d'Escoioquiz das einzige Mittel, diesem Verfahren zu begegnen, nur darin, durch ein Decret, im Voraus im Namen des neuen Königs unterzeichnet und gesiegelt, die ganze bürgerliche und militairische Gewalt dem Herzog del Infantado anzuvertrauen und den Friedensfürsten selbst unter den Befehl des Letzteren zu stellen.

„Ermächtigt durch dieses Document, sollte der Herzog, beim ersten Anzeichen des herannahenden Todes des Königs, sich an die Spitze der Truppen stellen, in der Uniform eines Generalissimus des Reichs in der Stadt und im königlichen Palaste erscheinen, mit vollkommener Machtvollkommenheit, den Friedensfürsten bei der geringsten Veranlassung zu arretiren. M. d'Escoioquiz setzte dieses Decret auf, übergab es dem Prinzen mit den nöthigen Instructionen und bat ihn, es eigenhändig abzuschreiben und mit seinem Siegel zu versehen. Der Prinz folgte diesen Anweisungen und das Document wurde dem Herzog übergeben, der es bis zu dem geeigneten Moment sorgsam verwahren

sollte. Es war vollständig ausgefertigt, nach dem spanischen Gebrauch „Yo el Re“ unterzeichnet und ein Platz für das Datum leer gelassen, welchen der Herzog im Augenblicke des Todes des Königs selbst ausfüllen sollte.

„In der Mitte des Juni erhielt M. d'Escoioquiz einen andern Brief vom Prinzen von Asturien. Er benachrichtigte darin seinen ehemaligen Lehrer, daß er durch seinen ersten Stallmeister, Don Juan Emanuel de Villena, einen sehr wichtigen, von dem Erzieher des Infanten Don Francisco, Don Pedro Giraldo, unterzeichneten Brief erhalten habe, der an einen Herrn bei der französischen Gesandtschaft gerichtet gewesen sei. Er enthielt die Nachricht, daß der französische Gesandte, M. de Beauharnais, dem Prinzen eine geheime und wichtige Mittheilung zu machen wünsche. M. d'Escoioquiz, den der Prinz in dieser Angelegenheit um Rath fragte, war der Meinung, daß der Prinz mit Bestimmtheit antworten solle, er mische sich nicht in die Staatsgeschäfte, unterhandle auch nicht mit den Gesandten. Inzwischen suchte er zu erfahren, ob die Nachricht wirklich vom französischen Gesandten herrühre, oder ob es nur eine dem Prinzen von Godoï gelegte Falle sei. Der treue und zuverlässige Freund fand bald einen Vorwand, bei dem Gesandten vorzusprechen,

dem er unbekannt war. Er bat um die Erlaubniß, dem Gesandten den ersten Band eines epischen Gedichts: „die Eroberung von Mexico,“ vorlegen zu dürfen.

„Der Ambassadeur, ohne irgend über den plötzlichen literarischen Ruf des guten Canonicus verwundert zu sein, antwortete höflich, daß er mit Vergnügen das Buch und den Autor desselben empfangen werde. Nach einigen Bemerkungen über „die Eroberung von Mexico,“ nach einigen allgemeinen Aeußerungen über die augenblicklichen Staatsverhältnisse, kam Jeder von ihnen dem Gegenstande näher, den sie Beide im Auge hatten, M. d'Escoioquiz fragte den Gesandten offen über das Billet, das dem Prinzen von Asturien übergeben worden sei, und bat ihn, ihm die Wahrheit in Betreff desselben zu sagen.

„Der Gesandte stellte sich verwundert, leugnete, das Billet geschrieben zu haben, wünschte jedoch so verstanden zu werden, als ob dies wirklich geschehen sei; sagte, daß die Botschaft eines Gesandten an einen Thronerben nichts Auffallendes haben könne, erklärte, daß er große Achtung für Se. K. Hoheit hege, und daß es ihm sehr angenehm sein würde, dem Prinzen seine besondere Aufwartung machen zu dürfen. Trotz aller dieser diplomatischen Hin= und Herzüge erkannte

M. d'Escoioquiz die Wahrheit und sagte ihm ohne weitere Umstände, daß der Prinz überzeugt sei, daß der Brief von ihm herrühre.

„„Weshalb haben Sie mir denn keine schriftliche Antwort gebracht?“ sagte M. Beauharnais, sich selbst verrathend, worauf der Canonicus lachend erwiderte: „Die schriftlichen Botschaften können abgeleugnet werden, ich meine daher, daß ein verabredetes Zeichen zuverlässiger sein wird;“ und sowie diese Zusammenkunft zu Ende war, war man übereingekommen, daß, wenn der Hof in einigen Tagen nach Madrid zurückgekehrt sein würde, der Ambassadeur dem Prinzen seine Aufwartung machen solle.

„Zwei Tage nach dieser Vorstellung hatte der Canonicus eine neue Unterredung mit M. Beauharnais, der ihn bat, dem Prinzen die freundlichen Gesinnungen des Kaisers und seine Bereitwilligkeit, ihn gegen den Friedensfürsten zu schützen, auszusprechen. Diesen Augenblick hielt M. d'Escoioquiz geeignet, mit seinem Heirathsprojecte herauszurücken und Napoleon die Wahl unter den Prinzessinnen seiner Familie zu überlassen. Die größte Geheimhaltung wurde von beiden Seiten geschworen und M. Beauharnais versprach, sogleich nach Paris zu schreiben.

„In Folge der großen Wachsamkeit Godoi's über

jede Bewegung des französischen Gesandten beschlossen sie, sich in einem abgeschlossenen Raume des Gartens Retiro wieder zu treffen. Nach ungefähr zwanzig Tagen empfing der Canonicus eine Aufforderung, zur Stunde der Siesta am verabredeten Platze zu erscheinen. Hier erfuhr M. d'Escoioquiz zu seiner größten Verwunderung, daß die Antwort, die der Gesandte von Napoleon erhalten, vollständig nichtssagend und rücksichtlich der Vermählungsangelegenheit ohne irgend eine Andeutung gewesen sei. M. Beauharnais schrieb dieses Schweigen dem Mangel einer schriftlichen Mittheilung von Seiten des Prinzen zu und ersuchte den Canonicus, den Prinzen zu überreden, sich direct an Napoleon zu wenden. Es ist sicher, daß M. Beauharnais bestimmte Instructionen erhalten hatte, die er, bis der Prinz weitere Schritte gethan haben würde, für sich behielt.

„Es war am 30. September 1807, als M. d'Escoioquiz einen Brief vom Gesandten erhielt, in welchem als der Extract einer Privatunterhaltung mit dem Kaiser die folgenden Worte angeführt und unterstrichen waren: „Ich thue nichts ohne Sicherheit. Haben Sie eine offizielle Mittheilung in dieser Angelegenheit empfangen?“ Die Form der politischen Spiegelfechterei in diesem Briefe veranlaßte den guten Canonicus,

noch einmal nach Madrid zurückzukehren. Wieder traf er mit dem Gesandten im Retiro zusammen, wieder suchte M. Beauharnais den Canonicus zu überreden, den Prinzen zu veranlassen, sich persönlich an den Kaiser zu wenden, und M. d'Escoioquiz, um die Wohlfahrt des Prinzen besorgt, versprach zuletzt, daß dies geschehen solle.

„Inzwischen wußte der Friedensfürst durch seine Spione Alles, was im Hause des Gesandten geschehen, und veranlaßte den König sofort, selbst an Napoleon zu schreiben. Der Brief wurde dem Gesandten in Paris, dem Prinzen de Messerone, zur sofortigen Uebergabe an den Kaiser, wo er auch sein möchte, übersandt. Es war sehr natürlich, daß bei dem schwankenden Charakter des Prinzen seines Vaters Brief lange vor dem seinigen eintraf. Er wurde dem Kaiser in Fontainebleau übergeben und erregte dessen Verwunderung und Zorn. Er enthielt bittere Vorwürfe gegen Napoleon, eine geheime Correspondenz mit dem jungen Thronerben eingeleitet zu haben, und benachrichtigte ihn im Voraus vom Briefe des Prinzen von Asturien und seinem Inhalt.

„Der Letztere war mit Versicherungen der Ergebenheit gegen den Kaiser, der Bewunderung seiner großen Eigenschaften und mit Bitten angefüllt, daß der

Kaiser ihm helfen solle, das Land aus den Händen des Friedensfürsten zu erlösen. Es war die Kraft dieses Briefes, durch welche der Friedensfürst von Napoleon gewonnen wurde, den alten König zur Gestattung des Durchmarsches französischer Truppen, die Portugal zwingen sollten, sich von England loszusagen, zu überreden.

„Am 27. October wurde der Prinz von Asturien um zehn Uhr Abends verhaftet. Man beschuldigte ihn, eine Verschwörung angezettelt zu haben, um seinen Vater vom Throne zu stoßen und meuchelmörderisch aus dem Wege zu räumen. Das Verhaftungsedict sagte, daß der König durch unbekannte Canäle zu dieser Kenntniß gelangt sei und daß der Prinz als Hochverräther betrachtet werden solle. M. d'Escoioquiz und der Herzog del Infantado wurden als Mitschuldige ebenfalls verhaftet, in die Kerker des Escurial eingesperrt, von aller Communication mit einander und mit der Außenwelt abgeschnitten und durch zwei Wachen vor ihrer Thür bewacht.

„Während des Prozesses des Prinzen war die Anzahl der französischen Truppen auf das Doppelte angewachsen. Sie nahmen Stellungen ein, welche der Marschroute, die sie zu verfolgen versprochen, durchaus entgegengesetzt waren, kamen Madrid täglich näher und

das Volk, klarsichtiger als seine Herrscher, begann unruhig zu werden. Es war nöthig, einige diplomatische Erklärungen in Betreff einzelner Märsche zu geben, aber diese wurden so schlecht aufgenommen, daß der Friedensfürst gezwungen wurde, die spanischen Regimenter, die schon auf dem Wege nach Portugal waren, wieder zurück zu berufen. Der Gesandte stellte sich total unwissend und empfing nach dem Verlaufe einiger Tage Instructionen, dem Friedensfürsten zu sagen, daß er nach der rückgängigen Bewegung der spanischen Regimenter auf eine Verstärkung der französischen Heermassen gefaßt sein müsse. Die Letzteren nahmen bald durch Forcemärsche von den Grenzen Cataloniens, Navarra's und Guipuscoa's Besitz. Der Hof, der von aller Aengstlichkeit frei zu erscheinen wünschte, gab, wie gewöhnlich, Negociationen zwischen den beiden Regierungen als den Grund dieser Erscheinungen an. Inzwischen begann der Friedensfürst doch etwas von seinem Vertrauen auf die uneigennützige Freundschaft Napoleons zu verlieren, aber er dachte, wie alle energielosen Leute, daß sich mit der Zeit Alles machen würde. Er hatte eine Reise nach Andalusien auf den 13. März festgesetzt und gab noch in derselben Nacht Befehle zur Abreise. Aber es war unmöglich, diese Vorbereitungen so geheim zu halten, daß sie den Lun=

gerern im Palast verborgen geblieben wären. Die Befehle auf dem Wege für Relais, die Abfahrt des Gepäcks, das plötzliche Verschwinden der Madame Yudo mit ihren Kindern, Alles zusammen hatte Gefühle der Unzufriedenheit und des Hasses gegen den Friedensfürsten hervorgerufen, die nur geschlummert hatten, aber nicht verlöscht gewesen waren, und man erklärte, daß er den König in Madrid habe verlassen wollen.

„In diesen Volksaufständen bedarf es nur eines Funkens, um das Feuer zum lichten Brande zu bringen, und in kürzerer Zeit, als man hätte glauben sollen, war ein Volkshaufe vor Godoï's Residenz versammelt, der mit lautem und wüthendem Geschrei Rache an dem Unterdrücker des Volkes forderte. Godoï entkam, Dank der Vorsicht, die er eines Tages für diesen Fall getroffen. Er hatte unter dem Dache seines Palastes ein geheimes Versteck anbringen lassen, wo er verborgen blieb, während der Sturm der Verwüstung um ihn her vorging. Aber am **19.** wurde er durch eine Schildwache entdeckt, die nicht überredet werden konnte, seine Flucht zu verheimlichen. Er wurde bewacht und in einem bejammernswerthen Aufzuge durch die Straßen geführt.

„Der König, mit Recht annehmend, daß der Prinz von Asturien mehr Einfluß auf die aufgeregte

Menge haben werde, als er selbst, war jetzt gezwungen, um die Vermittelung oder das Einschreiten seines Sohnes zu Gunsten des unglücklichen Ministers zu bitten. Der Prinz war, getreu seiner Christenpflicht, trotz der vielen Ursachen zum Haß gegen den Friedensfürsten, sogleich bereit und versprach, plötzlich auf dem Balkon des Pallastes erscheinend, der versammelten Menge, wenn sie sich zerstreuen wollte, Godoï vor Gericht zu stellen und nach dem Gesetz zu bestrafen. Diese Anrede hatte den beabsichtigten Erfolg, der Haufen zog sich zurück und der Friedensfürst wurde als Gefangener in die Kaserne der Gardes du corps geführt, wo er durch einen jener seltsamen Zufälle, durch welche die Vorsehung die Ehrgeizigen eines Tages zu demüthigen sucht, in demselben Zimmer eingeschlossen wurde, wo er gewohnt hatte, als er noch gemeiner Soldat in demselben Corps gewesen war.

„Nach diesem Ereigniß wurde der Prinz von Asturien wieder zu Gnaden angenommen und mit ihm seine Freunde. M. d'Escoioquiz wurde ausersehen, die Geschäfte mit dem französischen Gesandten zu übernehmen, da man im Rathe dachte, daß er, nach Allem, was vorgefallen war, am leichtesten mit M. Beauharnais würde unterhandeln können.

„Unmittelbar nach diesen Ereignissen abdicirte Carl

IV. zu Gunsten seines Sohnes, der seines Vaters Thron unter dem Namen Ferdinand VII. bestieg. Alle diese Verhältnisse und Ereignisse sind in der Geschichte des M. de Pradt ausführlich geschildert, so daß es unnöthig sein würde, noch einmal darauf zurückzukommen. Die Details dieses Werkes stimmen in jeder Hinsicht mit denen anderer Autoren überein, und ich werde mich deshalb darauf beschränken, dem Leser die bisher unbekannte Geschichte eines der kühnsten coups-de-main der modernen Geschichte mitzutheilen.

„Von dem Augenblicke der Thronentsagung Carls IV. an wurde dieses coup-de-main berathen und ausgeführt, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die einfältige Sicherheit der Spanier, oder die Kühnheit und die Mißachtung aller völkerrechtlichen Bestimmungen der Franzosen. Der Gesandte verkündigte endlich die Ankunft Napoleons in Bordeaux und war sehr erfreut, von Seiten seines Herrn die Versicherungen der Freundschaft wiederholen zu können, mit denen er bereits den armen Prinzen betrogen hatte. Es war indessen nicht vor dem 8. April, daß König Ferdinand seinen Bruder Carlos an Napoleon sandte, mit dem besonderen Befehl, ihn, wenn er ihn nicht auf dem Wege antreffen sollte, in Paris aufzusuchen. Don Carlos war der Ueberbringer eines Briefes an den

Kaiser, in welchem Ferdinand nach einer Einleitung über die Nothwendigkeit einer innigen Allianz der beiden Länder, die Vermählungsangelegenheit mit einer der Nichten des Kaisers wieder anregte und ihm meldete, daß er ihm, bei seiner Annäherung an die spanischen Grenzen persönlich entgegenkommen werde.

„Am 9. April reis'te Don Carlos ab. Die Nachricht von der Abreise Napoleons von Paris erreichte Madrid am 11. April. Ferdinand hatte inzwischen, gedrängt von dem Großherzoge von Berg und dem General Savary, Madrid verlassen und sich nach Burgos begeben. Seine Minister riethen ihm zu dieser Maßregel. Da er weder Mittel zum Angriff noch zur Vertheidigung hatte, meinten sie, daß es am besten sein würde, sich Napoleon ganz in die Arme zu werfen.

„Man bemerkte jetzt erst, daß zwischen dem neuen König und Napoleon bis jetzt noch keine Unterhandlungen stattgefunden hatten, daß der Kaiser ihn nicht förmlich anerkannt, nicht einmal auf seine Briefe geantwortet hatte, und fing an zu fürchten, daß die häufigen Conferenzen zwischen Carl IV. und dem Großherzoge von Berg durch die Vermittelung der Königin von Hetrurien keinen andern Zweck haben möchten, als den König zur Annullirung der Abdankungsacte zu bewegen. Diese geheimen Intriguen, deren Werkzeuge die Königin

von Hetrurien und der General-Adjutant de Monthier waren, rief das Decret vom 21. April hervor, in welchem Carl IV. sich folgendermaßen erklärt:

„Ich protestire und erkläre, daß das Decret vom 19. März, durch welches ich dem Throne zu Gunsten meines Sohnes entsagte, mir durch Gewalt abgezwungen wurde und ich wünsche deshalb, um größeren Störungen in meinem Königreiche vorzubeugen und Blutvergießen zu vermeiden, daß es als null und nichtig betrachtet werden möge.

Yo el Re.“

„Die natürliche Folge dieses Protestes war ein Hilferuf des Königs an Napoleon gegen seinen Sohn, der als Rebell und Usurpator erklärt wurde. Ferdinand hatte eine Junta unter dem Vorsitz seines Bruders Antonio zusammenberufen, um während seiner Abwesenheit die Regierungsgeschäfte zu übernehmen. Er selbst hatte eine einzige Schwadron Gardes du corps bei sich, und zwei Fußcompagnieen hatten Befehl, ihn in Burgos zu erwarten. Er war drei Tage auf der Reise und fand jede Post von französischen Truppen besetzt, unter denen er keinen einzigen spanischen Soldaten erkennen konnte. In Burgos fand er den Marschall Bessières mit 10000 Mann. Der Marschall bot ihm

höflich die Benutzung der Relais an, die für Napoleon bis nach Vittoria gelegt waren, und Ferdinand nahm das Anerbieten dankbar an. Hier fand der unglückliche Prinz ein Corps von **300** Dragonern und eine **compagnie d'élite** von funfzig Gensd'armen unter dem Befehl des Colonel Fleury.

„Der Prinz verweilte drei Tage in Vittoria und logirte im Stadthause. Savary war über diese Zögerung ungeduldig, denn er hatte Befehl, den Prinzen **nolens volens** nach Bayonne zu bringen. Es waren Maßregeln getroffen, ihn am **19.** mit Gewalt weiter zu führen, wenn er dem letzten Versuch der Ueberredung vom **18.** nicht nachgeben wolle. Aber der König erklärte von freien Stücken seine Reise fortsetzen zu wollen. Um neun Uhr Morgens, in dem Augenblicke, wo er seinen Wagen besteigen wollte, sammelte sich, von dem politischen Instinct des Volkes geleitet, eine ungeheure Menschenmasse vor der Thür des Stadthauses. Ein ungeheures Geschrei erhob sich, als der König den Wagen bestiegen hatte. Die Stränge wurden zerschnitten und die Maulthiere hinweggeführt. Ferdinand war gezwungen, das Volk anzureden und es gelang ihm, die Menge durch die Versicherung seiner vollständigen Sicherheit zu beruhigen. Das wilde Geschrei verwandelte sich in theilnehmendes Weinen und

bald nachher fand die Abreise statt. Aber in Folge dieser Verzögerung erreichte er Irun erst um 11 Uhr Nachts.

„Hier logirten der König und sein Bruder im Hause M. de Morabal's, außerhalb der Stadt, und wurden von einem spanischen Regimente bewacht. General Savary traf eines Unfalls wegen, der sein Fuhrwerk betroffen, erst am 20. April Morgens 7 Uhr ein. Hier wurden der König und seine Begleiter fast acht Stunden allein gelassen, im Hause eines Spaniers, von spanischen Truppen bewacht, an der Seeseite, wo zahllose Boote lagen. Der General Savary stürzte gleich einem Besessenen zum Hause, wo der König logirte. O Freude! — er lag ruhig schlafend in seinem Bett. Um acht Uhr Morgens wurde die Reise nach Bayonne fortgesetzt, und hier geschah eins der außerordentlichsten Ereignisse vielleicht in der Geschichte aller Nationen. In dem Augenblicke, wo das Fahrzeug die Grenze passirte, wurde es von einer Abtheilung der kaiserlichen Garde umgeben. Die Zahl derselben schien für eine Ehrenwache außerordentlich. Dieser Umstand, so klein im ersten Augenblick, erhielt aber seine Bedeutung durch die Inschrift eines Triumphbogens, durch den sie fuhren: — „Er, der nach seinem Belieben Königreiche

vernichten und erstehen lassen kann, ist selbst mehr als ein König.“

„Jetzt waren die spanischen Prinzen außerhalb der Jurisdiction ihres eigenen Landes und in der Gewalt Napoleon's. Zwischen Vivan und Bayonne hatte Ferdinand den Infanten Don Paula gefunden, der mit zwei spanischen Edelleuten gekommen war, seinen unglücklichen Bruder zu begrüßen. Der König ließ ihn zu sich in den Wagen steigen und erfuhr hier zu seiner größten Verwunderung, daß Napoleon ihm erst am Tage vorher um zehn Uhr Morgens erklärt habe, sie sollten nicht etwa hoffen, nach Madrid zurückkehren zu können, oder daß einer von seinen Brüdern den spanischen Thron einnehmen werde.

„Es blieb ihnen also nichts übrig, als sich in ihr Schicksal zu ergeben. Der Wagen kam Bayonne näher und näher und um halb ein Uhr langten die Prinzen in der guten alten Stadt an und wenige Minuten später machte ihnen Napoleon in Person seinen Besuch. Diese Zusammenkunft berührte durchaus keinen bestimmten Punkt und zeichnete sich nur durch die Bemühungen Napoleon's aus, mit dem Prinzen in der dritten Person zu sprechen und jede directe Anrede, als „Sire“ oder „Majestät“ zu vermeiden.

„Ferdinand dagegen beeilte sich, Napoleon seine

Ehrfurcht auszusprechen und ihm für die Ehre des ersten Besuchs zu danken, worauf der Kaiser ihn zum Diner im Schlosse de Maroc einlud. Die Herzöge de San Carlos, de Medina Coeli und del Infantado waren ebenfalls eingeladen. Der Fürst von Neufchatel war der einzige Franzose bei diesem Diner.

„Am nächsten Tage hatte Napoleon eine Privatunterredung mit M. d'Escoioquiz, in welcher er diesem mittheilte, daß er die Dynastie in Spanien ändern werde. Er gab als Ursache dafür die Proclamation der spanischen Regierung aus der Zeit der Schlacht bei Jena an, die, wie er sagte, in Frankreich als Kriegserklärung betrachtet würde. Er fügte mit lauter und drohender Stimme hinzu, daß es vergeblich sein würde, auf eine andere Entschließung zu hoffen, da nichts auf der Erde ihn zu einem Wechsel vermögen werde. — Nachdem er diese furchtbaren Worte gesprochen, fuhr er, nach einer Pause, in sanfterem Tone fort von dem Unglück der jungen Prinzen, bedauerte die harten Maßregeln, zu denen er gezwungen sei, und versicherte, daß nur die Nothwendigkeit seines Systems ihn habe dazu veranlassen können. Er ging dann weiter und bot dem jungen König, unter der Bedingung, von allen seinen Ansprüchen auf den spanischen Thron abzustehen, das Königreich Hetrurien mit einer jährlichen Revenue zur

Bestreitung seines Hofhalts und zugleich die Hand einer seiner Nichten an, und im Fall er ohne Erben sterben sollte, das Recht, sein Eigenthum seinem jüngern Bruder zu vermachen.

M. d'Escoioquiz, ein rechtlicher und unerschrockener Mann, antwortete auf alle diese ungesetzlichen Anerbietungen als Spanier und Edelmann ruhig und ohne Leidenschaft, behauptend, daß der Kaiser nicht die Macht habe, dem König die Krone zu rauben und schloß damit, an die Gefühle der Ehre und Humanität im Herzen Napoleon's zu appelliren. Der Letztere hörte ihn ohne das geringste Zeichen der Ungeduld an und antwortete nur, daß er die Frage seit langer Zeit von allen Seiten geprüft habe, daß seine gegenwärtige Entscheidung durch sein System bedingt sei, an dem er, selbst gegen die Gefühle seines Herzens, festhalten müsse. Der Canonicus zog sich hierauf zurück und theilte das Resultat dieses Besuches den andern Freunden Ferdinands mit. M. de Cevallos allein war der Meinung, daß jede Proposition Napoleon's zurückgewiesen und jede Mittheilung zwischen den beiden Regenten unterbleiben müsse. Er fügte hinzu, daß bei der großen Verantwortlichkeit der Minister Ferdinands jeder seine Meinung schriftlich abgeben solle.

„Ist es nicht seltsam, daß der Muth dieser Män-

ner sich erst in dem Augenblicke erhob, als sie nur noch der Ergebung in ihr Schicksal bedurften? Aber es war so: ihr spanischer Stolz war endlich erwacht und der Herzog del Infantado wurde beauftragt, Napoleon anzuzeigen, daß es der Wille des Prinzen sei, Alles schriftlich durch einen Bevollmächtigten zu verhandeln. Napoleon's Benehmen bei dieser Gelegenheit ist durchaus characteristisch. Er ließ M. d'Escoioquiz zu sich rufen und sagte ihm kurz und derb, daß, wenn er um 11 Uhr des Abends nicht die vollständig ausgefertigte Thronentsagung Ferdinand's in Händen habe, er mit Carl IV. unterhandeln würde, der am folgenden Morgen eintreffen werde. M. de Cevallos beschwor den jungen König, auf Nichts einzugehen, aber als am andern Tage der Canonicus wegen des Königreichs Hetrurien von Neuem unterhandeln wollte, antwortete Napoleon: „Par Dieu, mon cher, il n'est plus temps!"

„Am 30. Nachmittags vier Uhr trafen Carl IV. und die Königin in Bayonne ein. Napoleon hatte einen seiner Kammerherren abgesandt, sie in Irun zu empfangen. In demselben Wagen mit dem König saß die Prinzessin d'Alcudia, Tochter des Friedensfürsten. Der Empfang des Königs und der Königin war außerordentlich glänzend. Den Prinzen war gestattet wor-

den, ihnen entgegen zu fahren und in ihrem Gefolge zurückzukehren.

„Die Ankunft Carls IV. änderte vollständig die Lage der Dinge. Er gab zu Allem, was man von ihm forderte, seine Zustimmung. Napoleon sandte durch M. d'Escoioquiz eine Botschaft an Ferdinand, des Inhalts, daß, nachdem Carl seine Thronentsagung widerrufen, es die Pflicht des Sohnes sei, sofort dem Willen des Vaters zu gehorchen. Der junge Prinz folgte aus Ehrfurcht gegen seinen Vater dieser Weisung, obwohl er wußte, daß geheime Absichten hinter dieser Maßregel Napoleon's verborgen seien. Der erste Act Carls IV. war, den Großherzog von Berg zum General-Statthalter des Reichs zu ernennen, mit Uebergehung Don Antonio's, den er selbst nach Bayonne berufen hatte. Don Antonio ergab sich ohne Murren und ein Offizier des Großherzogs von Berg begleitete ihn nach Bayonne, wo er am 25. eintraf. Er hatte einige Gefahren auf dem Wege zu bestehen gehabt, denn das Volk hatte in Tolosa die Maulthiere von seinem Wagen abgespannt und die Brücke durch eine Karrenladung Schutt gesperrt, und Don Antonio verdankte seine Rettung nur dem Muthe des Kapitains, der die Cuirassiere der Escorte befehligte.

„Bald nach dem Eintreffen Don Antonio's ver-

einigte sich die Königin von Hetrurien mit der königlichen Familie. In diesem Augenblicke wurde den Prinzen mitgetheilt, daß sie sogleich als Gefangene nach Valençay abreisen müßten, wo sie am 18. Mai eintrafen.

„Ihr Eintritt im Schlosse ist unvergeßlich, denn er ließ im Herzen der Zuschauer den tiefsten Eindruck zurück. Die Prinzen (mit Ausnahme Don Antonio's) waren jung, blühend und unschuldig, während Alles um und an ihnen, ihre Kleider, ihre Wagen, die Livreen ihrer Dienerschaft einer fernen Vergangenheit angehörten. Dieselbe Kutsche hatte vielleicht schon Philipp V. gedient. Dieses alterthümliche Air erinnerte die Umstehenden an ihren ehemaligen Zweck und machte ihre Erscheinung noch interessanter. Sie waren die ersten Bourbons, die nach vielen Jahren des Kampfes und der Zerwürfnisse den französischen Boden wieder betraten, und sie wurden mit Thränen empfangen. Die Fürstin von Talleyrand und ihr Hof umstanden ihren Wagen, um sie bei ihrer Ankunft zu begrüßen und durch ihre Aufmerksamkeit ihre Theilnahme an diesem grausamen und ungerechten Exil auszudrücken. Es war die Aufgabe jedes Bewohners des Schlosses, ihnen ihre Verbannung so leicht als möglich zu machen.

„Am Morgen ihrer Ankunft wurden die Prinzen

durch Alles, was sie sahen, versichert, daß Napoleon weder im Schlosse, noch im Park von Valençay herrsche. Niemand durfte ohne ihre Erlaubniß vor ihnen erscheinen und man war darin überein gekommen, daß sich Jeder ihnen im Hofcostüm vorstellen mußte. Diese Ehrenbezeigungen mußten den jungen Prinzen um so wohlthuender sein, als sie unter der Etikette und dem Ceremoniell des Escurial aufgewachsen waren. Jede Stunde des Tages war ihren bestimmten Verrichtungen gewidmet. Am Morgen: Messe in der Kapelle — dann die Siesta — dann ein Ritt oder eine Spazierfahrt und dann wieder Gebet. In wenigen Tagen waren die Prinzen heimischer zu Valençay, als in ihres Vaters Pallast zu Madrid. Sie waren stets gewohnt gewesen, nur mit einer ceremoniösen Erlaubniß ihres Vaters auszugehen und frische Luft zu schöpfen, sie hatten niemals mit einander gehen dürfen, weil nach den Regeln der Etikette stets nur ein Prinz aus dem Pallaste abwesend sein darf. Es ist eine sonderbare Thatsache, daß die Vergnügungen der Jagd, des Reitens und des Tanzes am spanischen Hofe durchaus verboten waren. Es war in Valençay, wo Ferdinand seinen ersten Schuß abfeuerte.

„Die jungen Prinzen waren über den Wechsel in ihren Gewohnheiten und die Freundlichkeit, mit der

man ihnen begegnete, außerordentlich erfreut. Der Jäger, der sie durch den Park begleitete, hatte schon dem Prinzen von Condé gedient, und der Reitmeister, der sie reiten lehrte, war vor Jahren in der grande écurie gewesen und hatte der Madame Elizabeth Reitstunden gegeben. So wurden sie überall an Personen ihrer eigenen Familie erinnert. Baucher, der Koch, verstand sich vorzüglich darauf, spanische Olla's zu bereiten. Das Terrain vor dem Schlosse war zu ihrem Amusement in einen Tanzplatz verwandelt, wo sie die Tänze ihrer Heimath aufführen konnten. In jedem Winkel des Gartens waren Guitarren niedergelegt und die weichherzige Herzogin verwendete Zeit und Talent auf den Vortrag spanischer Lieder, als wäre es die einzige Musik, die sie verstände.

„Aber alle diese Vergnügen waren nur untergeordneter Art. Es war zur Stunde des Gebets, wenn die Glocke nach Sonnenuntergang ertönte, wo die ganze spanische Etikette befolgt wurde. Jede Seele im Schlosse, Gäste, Diener und Wachen mußten in der Kapelle erscheinen, und es war wirklich ein rührender Anblick, die Gefangenen und ihre Wächter, Unterdrücker und Unterdrückte vor demselben Gott niederknieen zu sehen, ihren Haß und ihre feindlichen Gesinnungen vor ihm vergessend, der eines Tages über sie Alle richten wird.

„Während der ganzen Zeit, wo Napoleon über die Aufnahme seines Bruders Joseph als König von Spanien noch in Ungewißheit war, zeigte er rücksichtlich seiner Gefangenen zu Valençay eine lebhafte Unruhe. Er konnte nicht von ihnen sprechen hören, ohne beleidigende Aeußerungen über diejenigen auszustoßen, die bereits seine Opfer waren. Eines Tages, als er von dem jungen Prinzen einen Brief erhalten hatte, äußerte er Folgendes: „Prinz Ferdinand hat mich in seinem Briefe mon cousin angeredet. Lassen Sie ihm wissen, daß eine solche Anrede lächerlich ist, und daß er mich hinfort ganz einfach „Sire“ nennen soll.“

„Von dieser Zeit an schien die Existenz der Prinzen vollständig vergessen, und Alles, was von ihnen während der fünf Jahre ihres Aufenthaltes in Valençay gesagt werden kann, ist, daß sie lebten. Die Unterhandlungen, welche ihre Rückkehr nach Spanien bestimmten, würden zu Valençay gepflogen, und sie verließen diesen Ort voll unauslöschlicher Dankbarkeit für die Freundlichkeit und fürstliche Großmuth seines Besitzers.“

Ich hatte eben die Lecture des kleinen Manuscriptes beendet, als C. in mein Zimmer trat. „Was denken Sie von dieser seltsamen Mittheilung?“ sagte er.

„Die Geschichte Ihres Vaterlandes, so wild und blutig sie ist, hat kein Beispiel einer solchen Kühnheit aufzuweisen.“ Ich gestand gern unser Nachstehen in dieser Hinsicht zu. „Aber kennen Sie,“ sagte ich, „die Meinungen des Fürsten Talleyrand rücksichtlich dieser Angelegenheit?“

„Er ist deshalb vielfältig verleumdet worden,“ war C.'s Antwort, „und man hat ihn beschuldigt, zu dieser Maßregel gerathen zu haben. Aber die Indignation über diesen Schritt, als er ihn von Napoleon selbst erfuhr, war die Ursache der kühnsten und beredtesten Worte, die jemals von seinen Lippen flossen. „Sire,“ sagte er heftig, „ein junger Mann von Familie (un enfant de famille) kann seinen letzten Heller — das Erbtheil seiner Väter — die Mitgift seiner Mutter — den Brautschatz seiner Schwester verspielen, und doch seines Geistes und seiner Talente wegen gesucht und bewundert werden — aber lassen Sie ihn einmal als Betrüger im Spiele entdeckt sein, und er ist verloren — die Gesellschaft ist ihm für immer verschlossen.“ — Mit diesen Worten wendete er sich auf seinem Absatz um und verließ den Kaiser bleich vor Wuth, dem kühnen Sprecher dieser unabweislichen Wahrheit Rache schwörend. Das war die wirkliche Meinung des Fürsten Talleyrand über diese unverantwortliche Handlung

— der Ausspruch eines Mannes, den man nicht allein beschuldigt hat, der Urheber des Ganzen gewesen zu sein, sondern sogar an der Ausführung Theil genommen zu haben.

„Eh voilà comme on écrit l'histoire!“

Viertes Kapitel.

Cagliostro. — Voltaire. — Der Marquis de J . . .

Es war um 9 Uhr Morgens und C. war gekommen, mich in's Frühstückszimmer zu holen, wo wir die Gäste bereits versammelt fanden, aufmerksam der Unterhaltung des Fürsten lauschend, der an diesem Morgen en verve war, uns die versprochenen Anecdoten zu erzählen, zum großen Vergnügen der hübschen Herzogin, die begierig war, die Geschichte seiner Begegnung mit dem großen Zauberer zu vernehmen, die ich jetzt wieder erzählen will.

„Es war just in der Dämmerung des neuen Lichts, das am politischen Horizonte heraufzog, oder besser gesagt, beim Verlöschen des alten, das unsern Vätern so lange zum Führer gedient hatte, als Doctrinairs und Charlatans jeder Art in Schwärmen nach Paris kamen.

Es waren unruhige Zeiten. Jeder Kopf war mit politischen Ideen gefüllt — jedes Herz klopfte mit einer Unruhe und einer Gluth, die man bis dahin noch in keinem Lande der Erde gekannt hatte.

„Unter den vielen Quacksalbern und Betrügern, an welchen diese Zeit Ueberfluß hatte, war Cagliostro der bedeutendste. Er war unter geheimnißvollen und außerordentlichen Umständen aus Italien gekommen; seiner Ankunft waren so seltsame Gerüchte vorausgegangen, daß seine Thür von Allem, was reich und vornehm in Paris, belagert wurde. Ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich einer der Neugierigsten war. Ich war damals noch jung und kannte das Mißtrauen gegen das Außerordentliche noch nicht, das nur erst das Alter erzeugt. Viele Monate vergingen indessen, bevor ich die Audienz erhalten konnte, nach der ich mich so sehr sehnte! Tausende von Personen hatten ein Recht, uns zuvorzukommen, und man sagt, daß unmittelbar nach seiner Ankunft seine Bücher so mit den Namen der Vornehmsten und Mächtigsten angefüllt gewesen seien, daß, hätte er gerecht sein und sie nach der Reihe empfangen wollen, die Candidaten am Ende der Liste ihr Schicksal durch die Erfahrung gewußt haben würden.

„Ich kannte einen Offizier im flandrischen Regi-

mente, der in Metz stand, und da er von seinem Obersten keinen Urlaub erhalten konnte, seine Stelle aufgab, um an einem bestimmten Tage mit Cagliostro in Paris zusammen zu treffen; so sehr fürchtete er die Aufklärungen des Zauberers über seine Zukunft zu verlieren.

„Ich kann jetzt kaum ein Lächeln unterdrücken, wenn ich an die Aengstlichkeit denke, mit der ich in die Nähe des Zauberers trat. Ich durfte nicht allein gehen. M. de Boufflers leistete mir freundlich Gesellschaft, und doch wurde meine Aengstlichkeit nicht vermindert. Und so sehr fürchtete ich den Zweck meines Besuchs nicht gehörig zu benutzen, daß ich mir eine Menge von Fragen aufgeschrieben hatte, um im Fall der Noth meinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen! Es war bereits dunkel, als wir eintraten, das Vorzimmer war mit Ungeduldigen angefüllt, die uns beneideten, als wir in das Allerheiligste des Magies eintraten. Die ganze Scene ähnelte den alten spanischen Dramen und erfüllte uns mit geheimnißvoller Ahnung Dessen, was folgen sollte.

„Wir fanden den Zauberer in voller Arbeit. Er entließ eben zwei arme Kranke, denen er gratis Rath ertheilt hatte. Der Eine war ein Krüppel, dessen kränkliches und mageres Gesicht ein geeignetes Requisit zu der diabolischen Scene abgab; der Andere ein alter

Bettelmönch mit einer Gliederlähmung behaftet, dessen zitternde Schenkel und stotternde Sprache ihn wie unter dem Einfluß irgend eines Zaubers stehend erscheinen ließen.

„Als wir eingetreten waren, entließ Cagliostro seine Gäste durch eine Thür am andern Ende des Zimmers, die mit einem Vorhang versehen war. Er öffnete sie ohne das geringste Geräusch, ließ sie hinaus und kehrte geräuschlos und schweigend zu uns zurück, legte seine Finger an die Lippen und deutete auf eine bewegungslose Gestalt, die in einem Winkel saß und von uns in der Dunkelheit nicht bemerkt worden war. Die Gestalt war die eines weiblichen Wesens, vom Kopf bis zu den Füßen mit einem schwarzen Schleier verhüllt, so lang und weit, daß selbst der Stuhl, in dem sie saß, darunter verborgen war.

„Cagliostro bat uns, an einer mit grünem Sammet bedeckten Tafel Platz zu nehmen und fragte uns in feierlichem Tone, weshalb wir ihn aufgesucht hätten und was wir zu wissen wünschten. Und so groß war der Effect dieser plötzlichen Frage, das Geheimnißvolle dieser Zusammenkunft, des Schweigens und der Dunkelheit, daß Boufflers, der zuerst sprechen wollte und den Ruf eines raffiné de premier ordre, eines roué de la Régence hatte, keine Worte finden konnte, sondern

stammelnd und zögernd da saß, während ich Gelegenheit hatte, den wunderreichen Adepten mit Muße zu betrachten.

„Cagliostro war damals ein Mann in der Blüthe seiner Jahre, von außerordentlich einnehmendem Aeußern. Seine Gestalt, obgleich klein, war so wohl und fest gebaut, daß seine Verhältnisse die eines weit größern Mannes zu sein schienen. Sein Gesicht war scharf und kühn geschnitten. Seine scharfen, durchdringenden Augen werde ich niemals vergessen. Sie schienen in der That durch die Dunkelheit des Zimmers zu leuchten, und indem sie von dem Einen zum Andern seiner Besucher flogen, schienen sie die Augen eines Adlers, der zwischen zwei Opfern wählt. Sein Bart und seine Braunen waren schwarz und buschig, hier und da mit leichtem Grau untermischt. Als wir eintraten, hatte er eine Sammetmütze auf dem Kopfe, die er höflich abnahm, als er uns empfing, und ich bemerkte, daß sein Scheitel bereits kahl war, obgleich sein Haar auf Nacken und Schultern in reichen seidenen Wellen niederfloß. Die Hand, welche auf dem Tische ruhte, und auf welche er in graziöser, theatralischer Attitude das ganze Gewicht seines Körpers zu stützen schien, war klein und zart wie die Hand einer Hofdame, und dennoch bedurfte man keine großen anatomischen Kenntnisse, um zu erkennen, daß es die Hand eines Man-

nes von herkulischer Stärke war, so fest schienen die Muskeln und so stählern die Sehnen. Mich dünkte, er bemerkte mit Mißvergnügen die Neugierde, mit welcher ich ihn betrachtete, denn er zog die Hand plötzlich hinweg und ließ sie an seiner Seite niedersinken.

„Als Boufflers immer noch schwieg, wendete sich der Beschwörer mit einer Stimme an mich, die bereits viel von ihrer Feierlichkeit verloren hatte und ziemlich hart klang, ob ich unvorbereitet gekommen sei. Wenn dies der Fall sei, würde es am besten sein, Andern Platz zu machen, deren Geschäfte wichtiger und die bereits mit Ungeduld warteten. Diese Frage rief allen meinen Muth wieder hervor, denn ich begann zu fürchten, daß der Zauberer verdrießlich werden und uns unverrichteter Sache entlassen möchte, und so antwortete ich denn mit leiser Stimme, daß ich ihn rücksichtlich der Gesundheit einer mir theuren Person zu Rathe ziehen wolle. Ich hatte bereits alle Fragen vergessen, die ich mir vorgenommen hatte ihm vorzulegen, sowohl wie die Notizen, mit denen ich mein Notizbuch überfüllt.

„Cagliostro wendete sich um und zog mit einer so heftigen und plötzlichen Bewegung den Stuhl, auf welchem die weibliche Figur bis zu diesem Augenblicke bewegungslos gesessen hatte, über den Boden, daß wir Beide erschrocken waren. Trotzdem bewegte sich die

Gestalt nicht. Ihre Füße ruhten auf einem Polster, das an dem Fauteuil befestigt war und zugleich mit dem Stuhle bewegt, einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbrachte. Heute, wo die Geheimnisse des Mesmerism allgemein bekannt geworden sind und Somnambulism etwas ganz Gewöhnliches ist, wird dies Alles kindisch erscheinen. Aber in jener Zeit waren sie nur wenigen Eingeweihten bekannt, und ich und Boufflers waren nur ein paar arme Novizen, die mit Schauder und Verwunderung erfüllt waren.

„Was ist es, was Sie zu erfahren wünschen?" fragte Cagliostro, noch einmal sein theatralisches und geheimnißvolles Wesen annehmend und den Schleier von schwarzem Krepp ein wenig zur Seite ziehend, beugte er sich zum Ohr der Gestalt hinab und flüsterte ihr einige Worte zu, die wir nicht verstehen konnten.

„Ich fürchtete so sehr, wie es meinem Freunde Boufflers bereits geschehen war, die Erinnerung an das, was ich sagen wollte, zu verlieren, daß ich, weder an mich noch an meine tausend Fragen denkend, eilig herausplatzte:

„Ich wünsche die Ursache der Migraine meiner Freundin, der Marquise von — —"

„Still," unterbrach mich Cagliostro. „Der Name thut nichts zur Sache."

„Was sehen Sie?“ fügte er in lautem, tiefem Tone zu der verschleierten Figur gewendet hinzu.

„Ich sehe eine schöne Dame,“ antwortete eine sanfte, süße Stimme unter dem Schleier hervor. „Sie ist in einen Anzug von seegrüner Seide gekleidet, ihr Haar ist mit Rosen geschmückt und sie trägt große und glänzende Ohrgehänge von Smaragden und Topasen.“

„Boufflers ergriff meinen Arm mit einem Lächeln, das unter der Aufregung des Augenblicks sich in eine Grimasse verwandelte, denn er kannte die Person, um welche ich besorgt war, sehr wohl und wußte, daß sie an gewissen Nächten Ohrgehänge von Smaragden und Topasen trug und die heutige Nacht eine von diesen war. Unter dem Schleier tönte es wieder mit derselben leisen und süßen Stimme hervor: „Die Lady drückt in diesem Augenblick ihre Hand an die Stirn. Geschieht es vor Schmerz oder aus Sorge? Sie erwartet Jemand, denn jetzt erhebt sie sich und sieht nach der Uhr auf der Console und jetzt geht sie nach einer kleinen Seitenthür, um zu lauschen.“

„Genug, genug,“ sagte ich in meiner Ungeduld. „Sagen Sie mir sogleich, was der Lady fehlt und womit ihr geholfen werden kann?“

„Die Figur sprach nicht mehr laut, aber flüsterte

lange in des Zauberers Ohr, bis er sich endlich zu mir wendete und mit à plomb sagte: „Ueberreiztheit und Unruhe sind die Ursachen der Migraine der Lady — die Kur ist leicht und muß sogleich angewendet werden — die Dame wird schnell genesen.“

„Er schob den Fauteuil in den Winkel zurück, die verschleierte Figur saß wieder bewegungslos da. Dann öffnete er eine kleine Thür in der Wandbekleidung, wo ein Schenktisch mit vielen Regalen stand, der eine Menge der verschiedensten Flaschen enthielt. Er nahm eine Phiole, füllte sie aus einem Kruge, der am Boden stand, machte sein Hokuspokus darüber und gab es mir dann mit der Bitte, meinen Rückzug zu beschleunigen, da mehrere auf ihn mit Ungeduld warteten.

„Seine Entlassung gab er so plötzlich als möglich, obgleich artig. „Sie haben Ihre Leiden geklagt — Sie nehmen eine unfehlbare Arznei mit sich — jetzt gehen Sie.“

„Mit diesen Worten öffnete er dieselbe Thür, durch welche unsere Vorgänger verschwunden waren und ich und Boufflers gingen auf die bloße stumme Handbewegung des Zauberers gehorsam hinaus.

„Das ist die Geschichte meiner ersten Zusammenkunft mit dem großen Cagliostro. Ihnen, die Sie täglich Beispiele und wunderbare Erscheinungen des

Magnetismus vor Augen haben, wird meine Mittheilung lächerlich und kindisch vorkommen; aber Sie müssen sich erinnern, daß das Ding damals neu war und ungeachtet aller Entdeckungen, die seitdem gemacht sind, noch bis zu dieser Stunde nicht ganz aufgeklärt ist. Man nahm an, daß die Bauchrednerei vielfach bei seinen tours de force von ihm angewendet worden sei. Vielleicht wurde ich auf eine gleiche Weise betrogen und die verschleierte Person war nichts als eine Puppe, die Leichtgläubigen zu täuschen. Ein Umstand, der sehr für eine Betrügerei spricht, ist der, daß Cagliostro niemals zwei Fragen gestattete, weil der Fragende vielleicht in der Absicht gekommen sein konnte, die Maschinerieen seiner Wunder zu entdecken. Aber wie konnte, auf der andern Seite, der Zauberer durch natürliche Mittel wissen, daß die Marquise de Br***, deren Namen ich nicht genannt hatte, jung und schön war, daß sie Ohrgehänge von Smaragden und Topasen, einer ganz eigenthümlichen und ungewöhnlichen Zusammenstellung von Edelsteinen, und daß sie dieselben an diesem Abend trug? Alle diese Reflexionen setzten mich in Verwunderung, als ich nach der Oper eilte, wo ich wußte, daß ich die Marquise finden würde, neugierig, zu erfahren, ob ihr Anzug und ihre Erscheinung mit Cagliostro's Beschreibung übereinstimmen

würden. Boufflers konnte mir auch nicht mit einem einzigen Gedanken zur Lösung des Geheimnisses zu Hilfe kommen, so gänzlich war er von der Erinnerung an die seltsame Scene in Anspruch genommen, deren Zuschauer er gewesen war, so gänzlich verwundert war er über das geheimnißvolle Experiment.

„Wir kamen gerade in dem Augenblicke in der Oper an, wo der Vorhang aufgezogen werden sollte. Ich werde niemals diese Vorstellung vergessen, so fest ist sie mit dem Abenteuer dieser Nacht in mein Gedächtniß geschrieben. Es war Glucks „Alçeste.“ Boufflers und ich nahmen unsere Plätze im Parterre, unmittelbar unter der Loge der Marquise, die leer war, und es auch noch einige Zeit blieb; und ich kann Ihnen versichern, daß wir Beide, als mitten in einer pathetischen Scene die Thür der Loge geöffnet wurde und nach der Sitte der damaligen fashionablen Welt der Kammerdiener den Namen der Marquise de Br** verkündete, uns fast erschrocken umdrehten. Sie war augenscheinlich heftig von ihrem alten Uebel geplagt, denn sie hielt einen Schirm vor die Augen, um nicht vom Glanz der Lichter geblendet zu werden und stützte, sobald sie Platz genommen hatte, ihr Haupt in die Hand.

„Siehe! Sie trägt Rosen im Haar,“ rief Boufflers entsetzt.

„Es war wahr genug, die Rosen waren da, und ich konnte auch die Ohrgehänge im Glanze der Girandolen ihrer Loge funkeln sehen.

„Endlich legte die Marquise Muff und Mantel ab, und stand nun im vollen Licht, wie sie der Zauberer beschrieben, vor uns. Ihr Anzug von seegrüner Seide schien den armen Boufflers ganz zu verwirren, als er dastand und sie in stummer Verwunderung beschaute. So weit hatte der Zauberer uns die Wahrheit gesagt. Seit der Zeit ist dasselbe Experiment oft wiederholt worden und hat in tausend und tausend Beispielen Erfolg gehabt. Sie haben gewiß Alle eine kleine Geschichte ähnlicher Art zu erzählen, vielleicht schlauer und interessanter als die meinige, aber die Folgen meiner Anecdote sind wunderbarer als das Abenteuer selbst.

Am Schlusse des Actes erschienen wir Beide in der Loge der Marquise de Br**. Sie war sehr von ihrer Migraine geplagt und grüßte mich ironisch mit der Bemerkung, daß es bien aimable et bien galant gewesen sei, sie auf meine Begleitung nach der Oper warten zu lassen. Nach der Vorstellung fuhren wir zusammen nach ihrem Hotel. Ich hatte mich vollständig wieder in ihre Gunst eingeschmeichelt, durch das Versprechen, sie vollständig von ihrer Migraine zu befreien. Die Herren von der Gesellschaft stimmten

alle darin überein, daß einige Gläser Champagner der Marquise vor dem Gebrauch der höllischen Medicin sehr wohl bekommen würden. Der Champagner erschien und die Marquise gehorchte dem allgemeinen Rathe und gab sich alle mögliche Mühe, heiter zu scheinen und ihren Schmerz niederzukämpfen.

„Ich will nicht versuchen, alle die geistreichen und witzigen Worte zu wiederholen, die bei diesem petit souper ausgesprochen wurden, noch alle Tollheiten, welche der Champagner hervorrief. Boufflers hatte sich selbst wiedergefunden und seine natürliche Lebendigkeit wieder gewonnen. Er erhielt uns in einem beständigen Gelächter und machte seine Witze über unsern Besuch bei dem Zauberer. Er gab die ganze Scene mit so ausgezeichnetem Humor wieder, daß gewiß sich Niemand hätte einbilden können, wie erschrocken und furchtsam derselbe Mann gewesen war, der jetzt Alles mit köstlichem Skepticismus erzählte.

„Natürlich wurden die Phiole und ihr Inhalt bald Gegenstände der allgemeinen Neugierde und Jeder wünschte sie zu sehen. Mit Genehmigung der Marquise erfüllte ich das allgemeine Begehren, und die Flasche ging unter Boufflers Commentaren und allgemeinem Gelächter von Hand zu Hand. Zu gleicher Zeit bestand Boufflers darauf, daß die Marquise das

Mittel in unserer Aller Gegenwart einnehmen sollte, um, sobald es nichts helfe, Cagliostro sogleich den wohlverdienten Charivari zu geben, und im entgegengesetzten Falle seinen Ruhm zu verbreiten.

„Ich wollte eben die Phiole abkorken und ihren Inhalt in ein Glas gießen, als ich mich erinnerte, daß wir in der Eile unserer Entfernung von Cagliostro zu fragen vergessen hatten, ob die Flüssigkeit eingenommen oder äußerlich angewendet werden solle. Dem Ansehen nach schien sie reines Quellwasser, sie hatte weder Farbe noch Geruch und unsere Neugierde war mächtig angeregt, die Wirkung zu sehen. Endlich, nachdem die Marquise selbst über unsere Badinage verdrießlich geworden, beschloß ich, weil mir dies weniger gefährlich schien, die Medicin äußerlich zu verwenden, und zum Operateur erwählt, schüttete ich eine geringe Quantität des Wassers in meine hohle Hand, so daß nicht ein Tropfen überfloß und brachte es so zart als möglich auf die Stirn der Marquise, drückte diese, während ich ihren Hinterkopf mit meiner freien Hand unterstützte, fest an und erwartete das Resultat.

„Die Marquise schloß die Augen und sprach kein Wort und die neugierige Gruppe beugte sich schweigend über sie, um die Wirkungen der wunderbaren Medicin zu erforschen. Aber plötzlich wurde die Stille durch

einen convulsivischen Schrei der Marquise unterbrochen, der von der ganzen Gesellschaft, wie von einem Echo, nachgeschrieen wurde. „Nehmen Sie Ihre Hand fort — um Gottes willen, nehmen Sie die Hand fort!“ rief sie mit ängstlicher, einen heftigen Schmerz ausdrückender Stimme, und versuchte mit aller Kraft sich von dem Drucke meiner Hand zu befreien.

„Aber seltsam! Nicht allein die Bemühungen der Marquise, sondern auch meine eigenen Anstrengungen, meine Hand von ihrer Stirn hinwegzunehmen, waren vergeblich! Keine Worte vermögen die Empfindungen des Schreckens zu beschreiben, als trotz aller Anstrengungen meine Hand immer fester an ihre Stirn anzuwachsen schien.

„Im ersten Augenblick hielten die Anwesenden die Scene für einen Scherz, und das schmerzliche Geschrei der Marquise und mein eigenes Hilferufen wurde nur mit lautem Gelächter beantwortet; aber als man sahe, daß es Ernst war, begann die Gesellschaft unruhig zu werden. In dem Augenblicke aber, wo die arme Marquise erschöpft und ohnmächtig in ihren Stuhl zurückgesunken war, machte der Herzog d'Argenson, von seiner Consternation zurückgekommen, eine gewaltsame Anstrengung und riß meine Hand los, ein großes Stück Haut von der Stirn der Marquise mit hinwegreißend,

auf welcher die Zeichen meines Griffes in blutigen Charakteren geschrieben standen. Meine Hand war ebenfalls verwundet und der Schmerz war fast unerträglich. Ich verband sie mit meinem Taschentuche, und that Alles, was in meiner Macht stand, die Marquise wieder aus ihrer Ohnmacht zu erwecken, die, in's Bett gebracht, in eine tiefe Betäubung gefallen war. Wir Alle blieben im Salon, wo wir noch eben so ausgelassen heiter gewesen waren, still und niedergeschlagen zurück, bis der herbeigerufene Arzt uns versicherte, daß keine Gefahr vorhanden sei. Wir entfernten uns dann mit der festen Absicht, das Geheimniß so bald als möglich durch Cagliostro selbst aufklären zu lassen. Boufflers ging sogleich zu M. de Sartines, dem Chef der Polizei, und dieser versahe uns mit zweien seiner Beamten, und der Vollmacht, das Haus des Zauberers zu durchsuchen, oder, wenn es nöthig sein sollte, andere Schritte zu thun.

„Cagliostro empfing unsern Besuch mit der größten Ruhe, und gestattete den Beamten ohne Weigerung die Durchsuchung des Hauses und der verschiedenen Werkzeuge und Utensilien seines Berufs. Der große Krug, aus dem er die Flüssigkeit in die Phiole gegossen, stand noch an derselben Stelle, wie am vorhergegangenen Tage. Er enthielt jedoch nur noch wenige Tropfen,

denn seine zahlreichen Patienten hatten ihn fast geleert. Die Beamten füllten eine Flasche damit und trugen sie zum nächsten Apotheker, der es lachend für reines Wasser erklärte. Zu meinem größten Aerger antwortete Cagliostro mit vollkommener Ruhe, daß die Flüssigkeit rein und vollkommen unschuldig gewesen sei, als er sie in meine Hand gelegt habe, und daß, wenn sie gefährlich geworden, die bösen Leidenschaften der Person, die davon Gebrauch gemacht, daran Schuld gewesen sein müssen. Wir konnten keine weitere Erklärung mehr erhalten und die Geschichte, die damals großes Aufsehen machte, ist bis zu dieser Stunde ein Geheimniß geblieben. Was mich anbetrifft, so verlor ich dabei eine liebenswürdige Freundin, denn die Marquise gestattete, entweder aus Furcht vor dem Lächerlichen, das sich an dieses Abenteuer knüpfte, oder der Schmerzen wegen, die ich ihr gemacht, mir nie wieder, mich ihr nähern zu dürfen. Sie erlaubte mir nicht einmal ein Wiedersehen, um ihr mein Bedauern über diesen seltsamen Zufall aussprechen zu können. Sie vermied mich, wenn wir uns in Gesellschaften trafen und erwiderte kalt und förmlich meinen Gruß. Alle Bemühungen unserer beiderseitigen Freunde waren vergebens und alle meine Briefe kamen uneröffnet zurück."

Der Prinz hielt einen Augenblick inne. Die Geschichte war zu Ende.

„Behielt die Marquise eine Narbe von der empfangenen Wunde?“ fragte Madame de V.—

„Sie behielt das Zeichen des Abenteuers dieser Nacht bis zu ihrem Tode,“ antwortete der Fürst. „Ein langer schmaler Streifen, den keine Kunst des Coiffeurs zu verdecken vermochte. Das Ende einer ihrer schönen Augenbrauen war ebenfalls mit fortgerissen worden, aber sie bedeckte die Stelle durch ein Schönpflästerchen, das sie von der Zeit an beständig trug. Die Ohrgehänge von Smaragd und Topas trug sie nicht ein einziges Mal wieder; sie hatte im Gegentheil die Grausamkeit, sie ihrer Jungfer zu schenken, die von ihr selbst damit geschmückt, am nächsten Opernball im Auftrage ihrer Gebieterin erschien, um mich zu ärgern, während die gute Marquise an ihrer Stelle sich mit langen Gehängen von schneeweißen Perlen, den Emblemen der Unschuld und Reinheit, schmückte. Zufälliger Weise hatte mein Freund Boufflers an jenem Abend ein anderes Engagement für mich, so daß ich nicht auf dem Opernballe erschien.“

Die verschiedensten Commentare wurden von der Gesellschaft im Salon des Fürsten zu diesem Abenteuer gemacht und vielfache Vermuthungen über den Inhalt

der Phiole angestellt, der durchaus nicht aus bloßem Wasser bestanden haben konnte. Einige vertheidigten Cagliostro, Andere erklärten sich laut gegen ihn, als die schöne Herzogin von B., lange Abhandlungen über den Mesmerismus fürchtend, plötzlich ausrief: „Theurer Fürst, Sie haben so viele große Männer gekannt, haben Sie nicht auch Voltaire gesehen?“

„Ja, theure Lady, ich habe einmal M. de Voltaire (der Fürst nannte ihn bis zum letzten Tage seines Lebens so) gesehen und meine Zusammenkunft mit ihm ist mit einem sonderbaren Zufalle verknüpft. Vielleicht wird die Erzählung dieses Abenteuers Sie unterhalten. Er wohnte an der Ecke der Rue de Beaune und des Quai, das seitdem seinen Namen trägt. Er hatte meinem Freunde Champfort den lebhaften Wunsch ausgesprochen, mich kennen zu lernen, und ich, der ich mich immer gesehnt hatte, den größten Geist seiner Zeit zu sehen, ließ mich natürlich nicht zweimal bitten, Champfort zu begleiten.

„Der Philosoph empfing uns mit großer Urbanität. Er war auf unsern Besuch am Morgen vorbereitet worden, denn er liebte jede Art von Ceremoniell und legte einen höhern Werth auf den Titel M. de Voltaire, als auf die ehrenvolle Abkürzung „Voltaire“, mit der man ihn schon lange vor seinem Tode bezeichnete.

M. de Voltaire saß in der Ecke seines Sopha, mit einem jener kurzen Röcke bekleidet, die man zu jener Zeit trug, der seine spindeldürren Glieder und Füße in ihrer ganzen Häßlichkeit sehen ließ. Niemals habe ich eine so zusammengetrocknete Gestalt gesehen; jede Ader an seinem ganzen Körper war wie an einem anatomischen Präparate zu sehen. Die letzten Portraits von M. de Voltaire geben eine Idee seiner Erscheinung, aber es fehlt ihnen der Ausdruck des eigenthümlichen Blicks — ein Ausdruck, wie ich ihn niemals wieder sah — dieses rastlosen, unruhigen Blickes, dieses hungrigen und durstigen Blickes — durstig und hungrig nach Ruhm und Bewunderung, die ihm in so reichem Maaße zuströmten, ohne ihn jemals — denn der Appetit wuchs mit dem Essen — sättigen zu können.

„Das Zimmer, in dem der große Mann seine Besuche empfing, war, nach einer besondern Grille, durch dichte Vorhänge verdunkelt. Nur durch eine einzige schmale Oeffnung strömte das Licht herein und hier saß er, der einzige sichtbare Gegenstand im Zimmer. Seine Niece, Madame Denis, „belle et bonne“, saß in der Nähe des Kamins am Fuße seines Ruhebetts in ein enges Camisol gekleidet, ihr Haar mit einem blauen Bande in einen phantastischen Knoten verschlungen. Sie war nicht mehr jung, die arme belle et bonne

und ihre sitzende Lebensweise hatte ihr einen Grad von Corpulenz verliehen, der sie noch älter aussehen machte. Sie hatte alle Prätensionen ihres ersten Titels aufgegeben und es war etwas in ihrem Gesicht, das mit dem „bonne“ in lebhaftem Widerspruch zu stehen schien. Sie war wahrscheinlich eben beschäftigt gewesen, M. de Voltaire's Dictiren nachzuschreiben, und hatte sich nur vom Schreibtisch erhoben, um nach einem Kochgeräth beim Feuer zu sehen, das bald ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Aber es dauerte nicht lange, so hatte ich die ganze Existenz der guten Madame Denis über der Unterhaltung mit Voltaire vergessen. Er sprach mit einer Lebhaftigkeit, Energie und einem Gesichtsausdruck, wie ich sie niemals wieder gesehen. Sein Auge glänzte in einem Feuer, als ob Strahlen daraus hervorsprühten, und wendete sich mit rastloser Unruhe von dem Gesicht des einen seiner Zuhörer zu dem des Andern. Er hatte eben erfahren, daß an demselben Morgen eine Deputation des Theater Français dagewesen war, um ihn um Erlaubniß zur Aufführung der „Zaire“ zu bitten und war durch diesen Beweis der Ehre und Achtung in außerordentlich gute Laune versetzt. Denn Schmeichelei war zur Erhaltung seiner Existenz fast nöthiger als Speise und Trank.

„Als der große Mann sich eine Zeit lang mit meinem Freunde unterhalten hatte, mit dem er seit vielen Jahren befreundet war, wendete er sich zu mir und fügte, nachdem er mir sein Vergnügen über mein Kommen ausgedrückt, hinzu: Ich wünschte Sie zu sehen, M. de Perigord, um Ihnen einige Familiengeschichten mitzutheilen, die sich vor Jahren zutrugen und die für Sie vielleicht später von Wichtigkeit sein werden. Denn als der Jüngste der Familie, dürften Sie dereinst vielleicht ihr Geschichtschreiber werden.

„Er begann dann die Erzählung einiger interessanter Einzelnheiten über die Familien Talleyrand und Perigord, mit einer bewunderungswürdigen Kenntniß der einzelnen Zweige und Verbindungen derselben. Dies Alles war mir jedoch längst bekannt, aber es war nicht wahrscheinlich, daß ein Erzähler wie er eine lange Geschichte ohne Pointe erzählen sollte; nichts desto weniger entzückte mich der Zauber seiner Diction. Ich kann versichern, daß Voltaire noch leichter und eleganter sprach als er schrieb. Seine Worte schienen von den Lippen zu fliegen, so reizend und doch so klar war sein Vortrag. Er müßte ein glänzender Redner gewesen sein. Seine Meinung war so bestimmt ausgesprochen, daß man nicht in Zweifel sein konnte, ihn vollständig verstanden zu haben.

„Wir blieben länger als eine Stunde bei ihm. Belle et bonne hatte ihre Chocolade fertig gekocht und M. de Voltaire nahm sie ohne Umstände in unserer Gegenwart. Endlich machte uns Madame Denis bemerklich, daß die Stunde der Sieste ihres Onkels herangekommen sei, ein Wink, den wir nicht mißverstehen konnten. Wir erhoben uns sofort, um den Philosophen seiner Ruhe zu überlassen. Ich betrachtete ihn lange und ernst, als er meine Hand nahm, sie herzlich schüttelte und mir ein väterliches Abschiedswort sagte. Jede Linie seines merkwürdigen Gesichts ist in mein Gedächtniß gegraben. Ich sahe ihn vor mir — die kühnen Züge und das leuchtende Auge, die zusammengepreßten Lippen und den zuckenden Mund mit dem stechenden sarkastischen Lächeln. Jeder Zug seines Gesichts ist mir noch ebenso gegenwärtig als in dem Augenblicke, wo ich ihn sah, mit einer Vorahnung, daß ich ihn nicht wiedersehen würde.

„Ich hatte mich nicht geirrt. M. de Voltaire empfing bald darauf keinen Fremden mehr und nur seine vertrautesten Freunde hatten noch Zutritt. Diese waren indessen zahlreich genug, um einen kleinen Hof um ihn zu bilden und ihm die Ehren zu erzeigen, die er so sehr liebte, und inmitten welcher er unter Huldigungen und Schmeicheleien verschied.“

„Wollen Sie uns jetzt nicht die Geschichte erzählen, Fürst?“ rief die Prinzessin de C., als Talleyrand seine Mittheilung geschlossen. „Erzählen Sie uns, was Voltaire der Mühe werth halten konnte, in seinem Gedächtniß aufbewahrt zu werden und erzählen Sie es uns in derselben Manier, wie er. Ich bin überzeugt, Sie werden es meisterhaft wiedergeben.“

Der Fürst lächelte (er lachte niemals, als er antwortete): „Jetzt habe ich Ihnen ein seltsames Geständniß zu machen. Ich wünschte, Sie hätten mir diese Geschichte erspart. Wäre sie nicht mir selbst passirt, ich würde sie niemals geglaubt haben. Nachdem wir Voltaire verlassen, trennte ich mich von Champfort; er ging in der Richtung der Tuilerieen weiter, während ich nach dem Palais Royal schlenderte. Meine Gedanken waren bei dem großen Manne, den ich eben verlassen und ich rief mir jedes Wort, jede Bewegung während unserer Zusammenkunft zurück.

„Im Garten traf ich mit dem jungen Herzog von Aiguillon zusammen, der eben von Versailles angekommen war und mir in seiner gewöhnlichen schnoppernden Manier von dem Balle in der Orangerie erzählte, an dem er am Abend vorher Theil genommen, von welcher Geschichte ich, merken Sie sich, jedes Wort behalten habe. Es handelte sich um die Herzogin de

Levis, zu der Zeit das Stichblatt des Hofes, deren wattirte Schultern sich während des Balls zum großen Ergötzen der ganzen Gesellschaft verschoben hatten.

„Als ich mich von diesem furchtbaren Schwätzer losgemacht hatte, begab ich mich in das Hotel der Marquise de J—, wo eben, gefolgt von einem grand jeu und souper, großer Empfang war. Ich blieb hier bis spät in die Nacht, abwechselnd nicht unbedeutende Summen am Pharaotische gewinnend und verlierend, bis ich mich endlich mit einem Gewinne von 120 Louisd'or von Maurice Duvernay erhob, der mir 70 davon sogleich auszahlte und mir für den Rest einen Wechsel schrieb.

„Ich sage Ihnen dies, um Sie zu überzeugen, daß ich mich noch heute jeder Minute eines der merkwürdigsten Tage meines Lebens erinnern kann, von dem Augenblick an, wo ich M. de Voltaire verließ. Als ich nach Hause zurückgekehrt war, setzte ich mich noch an den Schreibtisch, um einen Brief an meinen Oheim, den Cardinal Perigord, zu schreiben, und ihm die Anecdote, die ich von M. de Voltaire über unsere Familiengeschichte erfahren hatte, mitzutheilen, da ich wußte, daß sie ihm ihrer Quelle und ihres persönlichen Interesses wegen viel Vergnügen machen würde.

„Denken Sie sich mein Entsetzen, als ich, trotz aller

Versuche, meine umherschweifenden Gedanken zu sammeln, mich der Geschichte nicht zu erinnern vermochte, die M. de Voltaire mir zu erzählen sich so viel Mühe gegeben, der ich mit so großer Aufmerksamkeit und so vielem Vergnügen gelauscht und ich vermochte in meinem Briefe weder das Allgemeine, noch die Details, noch die Pointe der Geschichte mitzutheilen und war gezwungen abzubrechen, bis ich Champfort gesprochen, dessen Gedächtniß ohne Zweifel der Mangelhaftigkeit des Meinigen aushelfen würde.

„Ich war entschlossen, keine Zeit zu verlieren und sprach am nächsten Tage bei dem Dichter vor. Was denken Sie, welche Antwort mir von ihm auf meine Bitte um Aushilfe wurde? „Parbleu, mon cher, ich war zu sehr mit dem beschäftigt, was ich Voltaire sagen wollte, um auf das zu merken, was er mir sagte. Ich hörte kein Wort von der Geschichte, aber Sie müssen bedenken, daß ich damit beschäftigt war, ihm die falsche Quantität des zweiten Gesangs der Henriade zu beweisen.“

„Er hatte die Geschichte nicht einmal gehört! Es blieb mir also keine Hoffnung und ich mußte mich mit dem Gedanken trösten, daß ich später vielleicht noch einmal so glücklich sein würde, Voltaire sehen und ihn auf den Gegenstand dieses Gesprächs zurückführen zu

können. Dieses Glück wurde mir jedoch, wie ich bereits gesagt habe, nicht wieder zu Theil.

„Oft, unendlich oft, habe ich in den langen Jahren, die seitdem vergangen sind, versucht, mich an jene Geschichte zu erinnern, aber vergebens. Die ganze Scene steht noch vor meinen Augen — Willkommen und Abschied und die verschiedenen Argumente der beiden beaux esprits — aber die Erinnerung der Geschichte kehrt nicht zurück. Die Aufregung, die Bewunderung, das Entzücken über die Unterhaltung des Philosophen haben eine Lücke in meinem Gedächtniß gelassen, die weder Zeit noch Nachdenken auszufüllen vermochten. Und selbst jetzt noch kann ich mich nicht ohne ein Gefühl von Unbehaglichkeit an jenes Ereigniß erinnern, wenn ich die Schatten der Erinnerung durch mein verwirrtes Gehirn jage und trotz aller Erfahrung versuche, die flüchtigen Eindrücke jener Geschichte wieder zu beleben und festzuhalten.“

Der Fürst schwieg jetzt und lehnte sich für einen Augenblick mit geschlossenen Augen in seinen Stuhl zurück, wie es schien in tiefe Gedanken verloren. Es war gut, daß Niemand sprach, denn wir möchten uns sonst wahrscheinlich der nächsten Geschichte beraubt gesehen haben, die, in dem Alter, wo ich damals war, mir größeres Interesse als eine der frühern gewährte.

„Was das Gedächtniß für ein wunderbares Ding ist,“ sagte er, als er sich wieder aufrichtete und sich lächelnd zu seinen Zuhörern wandte. „Der Name Champfort hat mich an die lange vergessene Geschichte eines jungen Offiziers erinnert, der damals unter den Musketieren diente. Sein Name ist uns Allen bekannt, denn er weilt noch unter uns und hat sogar versprochen, uns noch in diesem Herbste in Valençay zu besuchen. Er war, ohne Widerspruch, der hübscheste Junge, den ich jemals gesehen habe, und die Eleganz seiner Manieren, der hohe Muth, den er zu verschiedenen Malen bewiesen, so vollständig anerkannt, daß ihm rücksichtlich seiner Erfolge in der Gesellschaft nichts zu wünschen übrig blieb. Aber er wollte nicht erobern, wo der Feind so leicht zur Uebergabe bereit war; er schien gleichgiltig und kalt gegen alle Auszeichnungen von Damen der großen Welt, die vollständig von der Unmöglichkeit überzeugt, daß kein männliches Herz diesem Meister der Verführung widerstehen könne, auf einander eifersüchtig zu werden begannen.

„Lange Zeit hindurch blieb diese unnatürliche Kälte in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Er spielte seine Rolle so gut, seine Maaßregeln waren so wohl getroffen, daß die Skandalverkäufer in Verzweiflung waren und die mitleidigen Seelen, deren es jedoch nur

wenige gab, zu hoffen begannen, als das Geheimniß auf außerordentliche Weise entschleiert wurde, und für lange Zeit dem Tagesgespräch Stoff gab. Was diese Geschichte betrifft, die auf die verschiedenste Weise im Publikum erzählt wurde, so will ich sie Ihnen mittheilen, wie ich sie von des Marquis de J—'s eigenen Lippen vernahm.

„Es gab zu jener Zeit fermiers généraux, und diese fermiers généraux gehörten in der Regel zu den ältesten, reichsten, aber auch häßlichsten und unangenehmsten Männern des Königreichs. Einer von diesen, der alle diese Superlative in sich vereinigte, hatte die Hoffnungen der Hofdamen durch seine Vermählung mit einem jungen Mädchen aus der Provinz, von vornehmer Geburt, aber ziemlich herabgekommenen Glücksgütern betrogen. Man sagte, sie sei ein Wesen von geringer Schönheit und gern bereit gewesen, alle die Eigenschaften, die eine junge Dame an ihrem Gemahl zu wünschen pflegt, dem Genusse des Reichthums und des Standes zu opfern.

„Ein Jahr war seit der Rückkehr des M. de B. von Besançon, wo die Vermählung gefeiert wurde, verflossen. Niemand hatte die Braut gesehen; sie blieb beständig in seinem Landhause, einer allerliebsten kleinen „Folie," wie man sagte, in Auteuil, dicht am

Bois de Boulogne. Die Dame war nicht am Hofe vorgestellt worden und M. de B. hatte keinen von seinen Freunden eingeladen, sie zu besuchen, so daß sie erst für häßlich oder schwächlich gehalten und dann vergessen wurde. Aber des Teufels Huf, der stets mit anderer Leute Angelegenheiten beschäftigt ist, trabte eines Tags durch den finstern Kopf der alten verwitweten de Marville und flüsterte ihr zu, daß es ein mächtig ergötzliches Ding sein müßte, ein feu d'artifice im Bois de Boulogne zu haben und in einer dunkeln, mondscheinlosen Nacht den Saum des Waldes mit bunten Lampen und Fackeln geschmückt zu sehen. Sie begann deshalb M. de B. zu quälen, der Elite der Gesellschaft die Pforten seiner „Folie" zu erschließen und seinen Freunden ohne Zögern daselbst ein Fest zu geben. Er war ein gutmüthiger Mann, aber es gehörte nichts desto weniger ein gutes Theil Ueberredung dazu, ihn zu diesem Schritt zu bewegen. Er erbot sich, den Damen seiner Bekanntschaft einen glänzenden Ball in seinem Hotel in Paris zu geben. Aber nein, das Fest in der „Folie" — nichts Anderes wollte es thun und der arme Mann wurde endlich zum Versprechen der ersehnten Unterhaltung gezwungen. Seine Entschuldigungen hatten alle Bezug auf seine Gemahlin gehabt; ihre Unbekanntschaft mit der Welt, ihre Unschuld und Einfalt waren zum

Vorwande abschlägiger Entscheidung genommen worden, aber Niemand wollte sie gelten lassen. Er mußte das Fest geben und die Damen versprachen ihm, seine dörfliche Gemahlin mit Nachsicht zu behandeln und sie nicht durch den Aufwand eines zu großen Uebergewichts zu erdrücken.

„Der Tag des Festes kam heran. Die ausschweifendsten Hoffnungen auf eine Unterhaltung, von einem so reichen Manne an einem so reizenden Platze veranstaltet, wurden genährt und in der That nicht getäuscht. Alle Arrangements waren mit dem ausgezeichnetsten Geschmack getroffen und der ganze Platz, wie ein „Traum aus dem Feenlande," erleuchtet. Dieser letzte Umstand beunruhigte die Damen nicht so sehr, wie man hätte glauben sollen, denn er diente zum Beweise, daß die Gerüchte, welche über die Gemahlin des Festgebers in Umlauf waren, in jeder Beziehung der Berichtigung bedurften. Sie war sehr jung, sehr schüchtern und zurückhaltend, wie eine kleine Pensionairin, eben aus dem Kloster gekommen, was sie wirklich war. Aber es gab noch etwas Schlimmeres. Sie hielt, wie alle Provinzialen, nichts für schöner, als die Producte ihrer Provinz und drückte über Alles, was sie sahe, nicht die geringste Be= oder Verwunderung aus, sondern behielt ihr kaltes und starres Wesen sogar selbst da

noch bei, als ihr Gemahl ihr in gebührender Form den bewunderten Marquis de J—, den Eroberer aller Herzen, vorstellte! Einige der Damen fanden sie hübsch, andere äußerten gar nichts und noch andere meinten, daß sie durch ihr bleiches Gesicht und ihre schmachtenden Augen mit der Zeit gefährlich werden könne. Wieder andere lachten zu dieser Behauptung und drückten sogar ihre Verwunderung darüber aus, daß sie im Stande gewesen sei, die Eroberung ihres stupiden alten Gemahls zu machen.

„Endlich verließ die Gesellschaft, entzückt von dem Vergnügen, welches sie genossen, die „Folie“ und begab sich mit Tagesanbruch in ihre Hotels, ohne sich weiter mit einem Gedanken an Madame de B. oder ihren Gemahl zu beschäftigen. An den nächsten Tagen jedoch erhob sich eine laute Wehklage unter den Damen, denn der Marquis de J— wurde an allen Orten vermißt, wo er gewöhnlich zu erscheinen und die Augen seiner schönen Anbeterinnen durch seine Reize zu entzücken pflegte. Aengstliche und theilnehmende Anfragen geschahen in seinem Hotel und wurden dahin beantwortet, daß der Marquis unwohl sei, aber bald wieder erscheinen werde. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß der alte B., der fermier général, sein Weib nach dem Kloster zurückgesandt habe, aus dem er sie vor

Einem Jahre genommen, um sich mit ihr zu vermählen, aber Niemand wunderte sich darüber, denn natürlich konnte der arme alte B. niemals hoffen, mit einer solchen Gemahlin in die große Welt einzutreten.

„Der Marquis erschien einige Tage nach dem Feste wieder in der Gesellschaft, aber mit sehr verändertem Aeußern, mit abgezehrtem und melancholischem Aussehen und trübem und niedergedrücktem Geiste. Er trug den Arm in der Schlinge, die Ursache vieler zärtlichen Fragen, die er, so gut er konnte, durch einen Zufall auf M. de B—s „Folie“ zu beantworten suchte.

„Die Geschichte dieses Zufalls war folgende. (O, jeune France, kennt Ihr die Bedeutung des Wortes Liebe?) Nachdem die Gesellschaft abgereis't war und M. und Madame de B— sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, ging M. de B., unfähig zu schlafen, in den Garten hinab, um sich durch einen Spaziergang in der kühlen Nachtluft zu erquicken. Es war kein Mondschein, aber die Nacht war ziemlich vorüber und die Dämmerung begann bereits die tiefe Finsterniß in graue Tinten zu verwandeln, als M. de B. daran dachte, zu seinem Zimmer zurückzukehren. Just als er im Begriff war, die Stufen hinaufzusteigen, die zu den hohen Glasfenstern seines Zimmers führten, wurde seine Aufmerksamkeit durch das Geräusch von Schritten

auf dem Sandwege unter ihm erregt. M. de B. war durchaus kein Feigling, und sein erster Gedanke war an sein Weib und an den Schrecken, den ein Lärmgeschrei in dieser Stunde der Nacht ihr einjagen würde. Nachdem er so sein Qui vive? gerufen und keine Antwort erhalten hatte, stieg er über die Ballustrade des Perrons in den Blumengarten hinab, überzeugt, den Dieb zu ergreifen, da das kleine Blumengärtchen vor den Zimmern seiner Gemahlin mit dem Park in keinem Zusammenhange stand, sondern durch eine Umzäunung und eine Thüre gesichert war, zu welchem sie selbst den Schlüssel hatte. Er lief eilig den Sandweg hinab und war überzeugt, daß er im Anfange wenigstens noch Fußtritte hörte, aber die Gebüsche überhingen die schmalen Wege so dicht, daß er die Gestalt dessen nicht erkennen konnte, den er verfolgte. Endlich erreichte er das Ende des Weges — er hörte deutlich das Geräusch der vorsichtig geöffneten Thür — machte einen Sprung über das Blumenbeet, welches den Weg kreuzte — die Thür mußte in der That geöffnet gewesen sein, denn sie bebte noch, als er sie erreichte — er vernahm auf der andern Seite derselben einen feinen, kaum hörbaren Schrei und dann war Alles wieder still wie das Grab. M. de B. vermochte nicht weiter vorzubringen, denn der Schlüssel war nicht im Schlosse und die Thür verschlossen; aber

er eilte sofort zum Zimmer seiner Gemahlin, indem er befürchtete, daß irgend ein dreister Dieb, angelockt durch die Kostbarkeit der Juwelen, die sie heute getragen, versucht worden sein möchte, durch die unverwahrten Fenster in ihr Zimmer zu dringen. Zu seiner großen Verwunderung fand er seine Gemahlin noch auf, angekleidet und noch mit denselben Juwelen bedeckt, die sie während des Festes getragen. Sie schien im ersten Augenblicke außerordentlich beunruhigt und erschreckt, erklärte jedoch nach kurzem Nachdenken, M. de B. müsse unter dem Einflusse eines lebhaften Traumes gestanden haben, da sie selbst am Fenster gewesen und weder einen Laut gehört, noch einen Schatten gesehen. Er fragte nach dem Schlüssel zur Gartenthür; sie antwortete, daß er verlegt worden und, da die Thür fast nie geöffnet worden, nicht wieder gesucht, sondern endlich vergessen worden sei. Mit dieser Versicherung gab sich M. de B. bis Tagesanbruch zufrieden, wo er seine Untersuchungen mit geschärftem Eifer fortsetzte. Der Sandweg war in der Nähe der Thür auffallend betreten, aber das konnte von ihm selbst geschehen sein, als er an derselben Thür bei der Verfolgung des Diebes verweilte. Die Thür war verschlossen, aber dennoch war etwas Geheimnißvolles bei der Sache, denn vor der Thür waren Blutflecke am Boden sichtbar, welche

die Tritte eine kurze Strecke begleiteten und dann verschwanden. Das Geheimniß dieses Ereignisses wurde noch erhöht, als der Gärtner zwischen den Büschen suchend, den so lange verlornen Schlüssel fand. M. de B. steckte sogleich den Schlüssel in's Schloß, die Thür gab nur mit Schwierigkeit den angestrengten Bemühungen nach und als sie endlich geöffnet wurde, zeigte sich ein zerquetschter menschlicher Finger, der bei näherer Besichtigung an der Wurzel abgeschnitten schien.

„Leider vermochte Madame de B., die bis dahin durchaus ruhig und besonnen geblieben war, dieser letzten Enthüllung nicht zu widerstehen. Sie fiel in heftige Krämpfe und unter Thränen und Convulsionen entwischte der Name des Marquis de J. wiederholt ihren Lippen. Die Geschichte konnte natürlich nicht lange verborgen bleiben. Die Verwundung des Marquis und die Nennung seines Namens ließen keinen Zweifel über die Natur des Abenteuers. Er selbst erzählte mir später von seiner Flucht durch den Blumengarten und von der entsetzlichen Furcht, die er um ihretwillen empfunden. Es war M. de B. gewesen, der gegen die Thür drängend ihm den Finger in's Schloß geklemmt hatte. Aber er kümmerte sich nicht um den Schmerz, wenn er sie nur sicher wußte, und anstatt um Hilfe zu rufen, zog er sein Taschenmesser und

schnitt den Finger ab, durch den er zurückgehalten wurde. Seine einzige Reue war, den Schlüssel verloren zu haben, als er zwischen den Büschen versuchte, die blutende Hand mit seinem Schnupftuch zu verbinden. Hätte sie in ihrem Schmerz um ihn sich nicht selbst verrathen, ihr Geheimniß wäre wahrscheinlich dennoch nicht entdeckt worden. M. de J. verließ bald darauf Paris, um einige Jahre zu reisen und Madame de B. wurde wieder in das Kloster zu Besançon zurückgeschickt, aus welchem sie vor noch nicht zwölf Monaten zum Altar geführt worden war. Es ist wahr, daß er, als er später zu uns zurückkehrte, so schön und glänzend wie früher, doch niemals die Neigung einer der schönen Damen zu gewinnen suchte, die sich so viele Mühe gaben ihm zu gefallen. Er wies beharrlich alle Heirathsanerbietungen, die ihm gemacht wurden und unter denen einige sehr glänzende von Mädchen und Witwen waren, zurück. Von dem ersten Augenblick an, wo er Madame de B. auf der Heimreise mit ihrem Gemahl auf der letzten Station während des Pferdewechselns gesehen hatte, war sein Herz ihr für immer geweiht und er erzählte mir später, daß kein anderes Weib sich rühmen könne, auch nur einen Gedanken von ihm gewonnen zu haben und daß nie eine weibliche Hand den Druck der seinen fühlen werde. Sein Herz

war bei ihr, die um seinetwillen Einsamkeit und Gefangenschaft litt und er betrachtete den Gedanken an die Möglichkeit einer Untreue an ihr, wie ein Verbrechen gegen den heiligen Geist. Während der Revolution eingekerkert, später jedoch aus Mangel an Beweisen entlassen, war sein erster Schritt, als die Klöster aufgehoben worden, Madame de B. einen sichern Zufluchtsort zu verschaffen. Sie flohen mit einander nach Holland, wo sie einige Jahre verweilten, und kehrten dann, als der Sturm vorüber war, als Vermählte aus dem Exil zurück. Sie lebten glücklich mit einander und wir erinnern uns noch sehr wohl der allgemeinen Achtung, die sie einflößte und des tiefen und aufrichtigen Schmerzes, als sie uns für immer verließ. Das ist die wahre Geschichte des Marquis de J.... Sage mir jetzt, jeune France, darfst Du es wagen, das ancien régime zu verdammen? darfst Du behaupten, einer gleichen Aufopferung und Treue fähig zu sein?"

Der Fürst erhob sich, als er seine Geschichte beendet hatte — und das Wagengerassel auf dem Hofe verkündigte die Stunde seiner Spazierfahrt. Ich setzte mich in einen der Wagen an die Seite meines Freundes, der versprochen hatte, mir die Schönheiten der Gegend zu zeigen; aber es verging einige Zeit, bevor ich meine Aufmerksamkeit auf die reizende Landschaft zu richten

vermochte, denn die Geschichte des Fürsten hatte meine Erinnerungen auf meine letzte Soirée in Paris zurückgeführt, wo ich einen alten Mann mit Begierde am Spieltische sahe, der seine Karten mit einer dreifingerigen Hand aufnahm und den ich, wie ich mich jetzt erinnerte, mit dem Namen des Marquis de J. nennen hörte.

Fünftes Kapitel.

Kindheit und Jünglingsalter des Fürsten.

Unsere Fahrt über den grünen Rasen unter dem grünen Gewölbe der alten Allee war entzückend. Regentropfen zitterten auf jedem Blatte und der angefeuchtete Rasen duftete unter den Schritten unserer Pferde. Der Fürst war mit seinem alten Hunde Carlo allein in seinem Wagen. Es gab nur Eine Person in der Welt, der er gestattete, an seiner Seite im Wagen zu sitzen, und diese Person war an diesem Tage abwesend von Valençay. Es war etwas Rührendes, fast Poetisches in der einsamen Gestalt dieses alten Mannes, der, zurückgelehnt und auf sein Rohr gestützt, keinen Blick auf die Landschaft warf, sondern, in tiefen Gedanken bewegungslos dasitzend, sich nur von Zeit zu Zeit vorbeugte, um dem alten Carlo freundlich den Nacken

zu klopfen, als ob der Zug seiner Gedanken ihn an die lange Anhänglichkeit des treuen Thieres erinnerte, an eine Anhänglichkeit, die vielleicht grell mit den Erfahrungen der Undankbarkeit und der Falschheit der Menschen contrastirte.

Ich vermochte in der poetischen Stimmung des Augenblicks nicht, diesen Gedanken gegen meinen Freund zu verbergen, der meinen jugendlichen Enthusiasmus herzlich belachte, aber zugleich erklärte, daß zu seiner großen Verwunderung der Fürst sich niemals über die Menschen beklagt, sich nie menschenfeindlich über eine Gesellschaft geäußert habe, die ihm so hinreichende Ursache zur Klage gegeben.

„Das Schicksal dieses Mannes," sagte C. nachdenklich und sich kaum bewußt, daß er laut sprach, „ist sonderbar und geheimnißvoll. Jedes große Ereigniß seines Lebens kann als eine Illustration der Menschen und der Zeiten gelten, wo es geschehen. Die Geschichte seiner Kindheit allein ist hinreichend, ein treues Bild jener Epoche zu geben. Sie ist eins der letzten Beispiele der Sitten und des moralischen Verfalls, die durch die Revolution hinweggespült wurden. Er wurde in Paris im Jahre 1754 geboren. Nach der Sitte, die damals in vornehmen Familien hergebracht war, hatte man für eine Amme gesorgt, die im Hotel auf

die Geburt des Kindes wartete, um es gleich nach seiner Ankunft in der Welt aus dem Schooße seiner Familie hinwegzuführen. Eine solche Einrichtung war angenehm und bequem. Nach kurzer Zeit erschien die Mutter wieder, brillant und heiter wie früher, in den Cirkeln, die sie für einen Augenblick hatte verlassen müssen. Sie hatte von dem Schwarme ihrer Verehrer zuerst einige zarte Vorwürfe über die Grausamkeit, die Gesellschaft so lange des Zaubers ihrer Reize beraubt zu haben, auszuhalten, einige scherzhafte Bemerkungen über die Ursachen ihrer Abwesenheit und dann war die Sache von Allen und ebenso von der Lady selbst vergessen, die sich wieder ihren gewohnten Vergnügungen überließ, während das arme Kind, von seinen natürlichen Beschützern verlassen, entweder in Unwissenheit und Schmutz aufwuchs, oder starb, ohne auch nur einen Augenblick die Liebe seiner Mutter gekostet zu haben.

„Das war das Schicksal des ältesten Sohnes des Grafen Talleyrand. In der Stunde seiner Geburt aus dem väterlichen Hause hinweggeführt, wurde er einer Amme übergeben, um in einem entfernten Theile des Landes tant bien que mal aufgezogen zu werden, wie er das selbst oft erzählt hat. Hier blieb er bis zum siebenten Jahre. Die Amme wurde regelmäßig bezahlt — ihre Berichte über die Gesundheit und das Gedeihen

des Kindes waren stets günstig — er war ihr „cher coco“ — der „Liebling ihres Herzens, der Stolz und die Lust der ganzen Gegend“. Er war gesund, er hatte frische Luft und Bewegung, es fehlte ihm weder an Speise noch Kleidung — was konnte der Knabe mehr verlangen? In dieser Weise muß seine Mutter diese Frage mit großer Selbstzufriedenheit beantwortet haben, denn sie setzte die Beschäftigungen ihres Lebens — das petit jeu, das grand jeu, das petit lever, das grand lever — mit eben so viel Energie und Eifer fort, als wenn sie niemals ein Kind gehabt hätte. Inzwischen ereignete sich jedoch ein anderes „facheux accident“, nämlich die Geburt eines zweiten Sohnes. Wieder wurde die Gräfin gezwungen, sich eine Zeit lang zurückzuziehen, wieder waren ihre zärtlichen Liebhaber in tiefer Verzweiflung. Der zweite Sohn erschien, war gleich dem ersten voller Gesundheit und Kraft und wurde in dasselbe Dorf gebracht, wo Charles Maurice noch lebte — in dörflicher Unwissenheit und Freiheit, keinen Herrn kennend — denn er war der junge „Seigneur“ — heranwuchs, das Idol der ganzen Umgegend. Niemand von seiner Familie hatte ihn während dieser Jahre gesehen und der kleine Bruder, bei dessen Ankunft ihn die Amme mit großen Düten köstlicher Bonbons, nach alter französischer Sitte, reichlich beschenkt, war das einzige

Individuum seiner Familie und seines Ranges, das er jemals gesehen. Der Vater war häufig ganze Jahre lang mit der Armee abwesend und die Mutter war durch den „Hofdienst“ so in Anspruch genommen, daß sie nicht weiter reis'te, als von Paris nach Versailles. Beide Eltern waren in beständiger Verfolgung des Glückes begriffen. Erreichten sie das Ziel ihres Strebens? Der Eine starb jung und unbekannt in der Geschichte seines Hauses, die Andere alt und abhängig, während das arme, vernachlässigte Kind lebte, um ganz Europa mit seinem Ruhme zu erfüllen und durch seine eigenen Anstrengungen eine der glänzendsten Carrieren zu machen!

„Das war die erste Erziehung, wie sie Charles Maurice, der älteste Sohn des Grafen Talleyrand, erhielt, und die Umstände dieser Kindheit, weit entfernt, ungewöhnlich oder bemerkenswerth zu sein, mögen als ein Beispiel der Art betrachtet werden, wie der Adel der damaligen Zeit die ersten und heiligsten Pflichten des Menschen erfüllte, die Erziehung der Kinder, die Gott ihnen geschenkt. Indessen unterliegt das Böse wie das Gute dem Einflusse der Zeit und die Vorsehung hat zu unserm Troste die Einrichtung getroffen, daß, wenn das Eine ein Ende haben muß, das Andere nicht für immer bestehen kann, und so sahe Charles Maurice end-

lich im dritten Jahre nach der Ankunft des kleinen Archambault, des jüngern Bruders im Dörfchen, zum ersten Male das Angesicht eines menschlichen Wesens von seinem eigenen Fleisch und Blut.

„Der jüngste Bruder seines Vaters, der Bailli de Talleyrand, Capitain der Galeeren und Ritter des Maltheserordens, war eben damals von einem Kreuzzuge zurückgekehrt. Er war viele Jahre von seiner Familie abwesend gewesen und kam mit einem Herzen voll überströmender Liebe zu seiner ganzen Verwandtschaft zurück, unter der sein Bruder und dessen Kinder die erste Stelle einnahmen.

„Er war über die Abwesenheit der Kinder sehr ungehalten und erklärte sogleich seine Absicht, dorthin zu reisen und die Söhne seines Bruders zu umarmen, bevor er von Neuem unter Segel gehe, um vielleicht niemals wiederzukehren.

„Es war mitten im Winter, der Schnee lag hoch in den Thälern und die Wege waren gefährlich; aber „corbleu! morbleu! ventrebleu!“ was kümmerte er sich um Gefahren! und welche Gefahren hätten ihn abhalten sollen, die petits drôles zu besuchen und den ältesten von ihnen mit sich zum Dienst am Bord des St. Joseph zu nehmen, wenn er ihn, woran er nicht zweifelte, voll Feuer und Muth und bereit fände, die

Umstände seiner Familie durch seine Dienste zur See wieder aufrichten zu helfen? Er langte fast bei Einbruch der Nacht allein in dem Dörfchen an, denn die schlechten Wege hatten ihn gezwungen, ein Pferd zu besteigen, und da nur ein einziges reitbares Thier vorhanden, seine Diener im nächsten Städtchen zu lassen.

„Der Eintritt des braven Malthesers in das einsame Dörfchen mußte natürlich eine lebhafte Sensation hervorrufen und ich habe gehört, daß die ganze Scene sich dem Gedächtniß des Fürsten so fest eingeprägt habe, daß er sich ihrer so deutlich erinnert, als ob es gestern geschehen. Er erzählte die Geschichte öfter im Kreise vertrauter Freunde und lachte über das Besondere der Umstände; aber dieses Lachen war kein herzliches, es war ein bitteres und schmerzliches Lachen. Es ist kein Wunder, daß dieser Mann eine so seltene Verachtung seiner Nebenmenschen hegte — kein Wunder, daß er zuweilen handelte, als ob er allein in der Welt existirte.

„Bei einer Biegung des Weges, der in das Dörfchen hinabführte, dachte der Ritter daran, daß er den Weg zur Wohnung der Amme seiner Neffen, der Mutter Rigaut, nicht wisse und hielt sein Pferd an, um sich nach einem menschlichen Wesen umzusehen, das ihm beistehen könne. Während er hier hielt, kam ein

bleicher, zarter Knabe den Hügel herauf. Goldene Ringellocken hingen über seine Schultern hinab und er hatte, wie der Ritter wenigstens später sagte, ein unbeschreibliches Aussehen von Vornehmheit. Er trug eine Vogelfalle in der Hand, denn er war aus gewesen, um Lerchen zu fangen. Der Ritter rief ihm zu, näher zu kommen, und bemerkte dann, daß er, leider! lahm war und eine kleine Krücke trug, der er sich jedoch nicht immer bediente, sondern die er nur zuweilen zur Hilfe nahm, wenn eine Unebenheit des Weges, ein Stein oder eine Vertiefung ihn dieser Hilfe bedürftig machte.

„„Hallo, mon garçon!“ rief der Ritter, „willst Du mir den Weg nach dem Hause der Mutter Rigaut zeigen?“

„„Das will ich,“ sagte der Knabe, den Fremden mit schlauem Lächeln betrachtend; „ich will Euch dorthin führen, wenn Ihr mir gebt ...“

„„Ja, ja,“ sagte der Ritter; „sei ohne Furcht — aber mache schnell, der Wind bläs't scharf und kalt und Du sollst es nicht zu bereuen haben, wenn Du den Lohn meiner Generosität überlässest.“

„„Nein, nein,“ rief der Knabe erröthend, „ich wollte Euch nur bitten, mich auf Eurem Pferde bis zu Mutter Rigaut's Thür reiten zu lassen.“

„Während das Kind sprach, betrachtete es mit

Vergnügen das rohe Postpferd, das zottig und häßlich, wie es war, dennoch die plumpen Karrenpferde zu übertreffen schien, die einzigen, die es jemals in diesem abgelegenen Dörfchen gesehen.

„„Weiter nichts?“ sagte der gutmüthige Ritter. „Dann komme heran — steige auf, mein Junge, steige auf!“

„Der Knabe, lahm wie er war, sprang in den Sattel, aber die stattliche Person des Maltheser verhinderte ihn, einen festen Sitz zu nehmen; und so stützte er die kleine Krücke auf den Stiefel desselben, ergriff mit fester Hand die Mähne des Pferdes und stand fast aufrecht, während der Ritter, sorglos über diese gefährliche Situation, über das rauhe Pflaster des Dörfchens trabte, die Glocken am Saume des Pferdes munter klingelten und das laute Gelächter des dreisten Jungen — halb vor Furcht, halb vor Vergnügen, — von fern und nahe erwidert wurde. Natürlich war im Augenblick das ganze Dörfchen versammelt und die Verwunderung war groß, Mutter Rigaut's „Charlot“ auf dem Pferde eines fremden Edelmannes die Straße hinabreiten zu sehen, während sein langes Haar im Winde flatterte und sein Gesicht glühend zwischen den goldenen Massen hervorsahe.

„Der Ritter hielt an Mutter Rigaut's Thür, aber

so wenig war er auf die Wahrheit vorbereitet, daß er den Knaben bat, sein Pferd zu halten, während er in das Haus hineinging, um mit der guten Frau zu sprechen, die bereits zum Empfange des fremden Herrn mit ihrem besten Lächeln an der Thürschwelle stand. Der Ritter trat ein und schloß die Thür hinter sich. Was zwischen ihnen vorfiel, kann Niemand erzählen. Es muß eine außerordentliche Scene gewesen sein, denn einige Minuten lang vernahm man den Schall lauter Stimmen, heftigen Schluchzens und Scheltens und bald trat der Ritter wieder aus der Hütte, drückte den Knaben an seine Brust, wehrte mit seiner Reitpeitsche die Mutter Rigaut ab, die auf den Knaben losspringen wollte, hob den letztern dann in den Sattel und sprang hinter ihm auf. Aber dies Mal gab er ihm Raum genug, bequem zu sitzen, umfaßte ihn mit seinem kräftigen Arme, stieß dem Pferde die Sporen in die Seite, daß es hoch aufbäumte und jagte wieder zum Dorfe hinaus, ohne sich um die Mutter Rigaut zu kümmern, die ihnen heulend und schreiend folgte, bis die Reiter ihrem Auge entschwanden.

„Noch bevor sie die kleine Stadt erreichten, — die ungefähr zwei Meilen von dem Dörfchen entfernt war, wo Charles Maurice Talleyrand, Mutter Rigaut's „Charlot“, die ersten zwölf Jahre seines ereignißvollen

Lebens verlebt hatte, — erfuhr der Knabe, daß der fremde Edelmann, der ihn so plötzlich hinweggeführt, sein Onkel, seines Vaters jüngster Bruder war, dessen edles Herz bei dem Anblicke der unpassenden Lage, in der man ihn gelassen, ergrimmte. Und obgleich der Ritter ihn seiner Lahmheit wegen nicht mit an Bord nehmen konnte, so wollte er ihn doch nicht einen Augenblick länger der unwissenden Freundlichkeit überlassen, deren Opfer er so lange gewesen war.

„Als er gezwungen wurde, seine Rückkehr nach Paris noch einige Tage zu verzögern, schrieb er sogleich an den Grafen, um ihn von den Umständen, in welchen er seinen Neffen gefunden, zu unterrichten, und ihm seine Absicht, den Knaben sofort nach Paris zu bringen, mitzutheilen. Dieser Brief erreichte seine Bestimmung einige Tage früher, als der würdige Ritter, begleitet von seinem Schützling, in den Hof des Hotels einfuhr, wo der Graf von Talleyrand-Perigord residirte. Hier fand er zu seinem großen Verdruß, daß der Graf mit der Armee in Flandern abwesend war, die Gräfin, da gerade ihre semaine de service, ihren Dienst im Schlosse erfüllte, und um nichts in der Welt ihre Pflicht versäumen wollte. Sie hatte indessen mit einer eines größern Lobes würdigen Fürsorge einen Gentleman bestellt, den Knaben aus der Hand des Ritters zu em=

pfangen — einen Professor, der bestimmt war, der Führer des Knaben im Collegium Louis le Grand zu sein, wohin der letztere unmittelbar nach seiner Ankunft geführt werden sollte und wo Alles zu seiner Aufnahme vorbereitet war. Der Ritter seufzte, als er den Knaben von Neuem der Obhut eines Fremden übergab. Er nahm einen zärtlichen Abschied von ihm, den letzten, denn er ging unmittelbar darauf nach Toulon, wo er sich einschiffte und wenige Monate später auf der See umkam.

„Wäre der gute Malthefer am Leben geblieben, das Schicksal Talleyrands würde ein sehr verschiedenes gewesen sein, eben wie das Geschick des ganzen übrigen Europa. Er würde Unterstützung und Protection in seiner eigenen Familie — in einem ihrer Glieder wenigstens — gefunden und sie würden ihm nicht das große Unrecht haben zufügen dürfen, welches die Entwicklung seiner Laufbahn veränderte und ihn zwang, für das in den Kampf zu gehen, was nach dem Rechte ihm von selbst zufiel. So schlimm es ihm jedoch erging, so hätte es doch noch schlimmer werden können; aber der Mann, dessen Fürsorge er anvertraut wurde, war jedenfalls ein freundlicher und freisinniger Mann und gewann seinen Zögling bald herzlich lieb. Ich habe ihn noch im Jahre 1828 häufig im Hotel Talleyrand ge-

sehen. Er war nur wenige Jahre älter als der Fürst, und es war, als ob man einem Traume lauschte, wenn man den alten Schüler mit seinem ältern Lehrer von lang vergangenen Zeiten sprechen hörte und von Freunden und Genossen, die mit wenigen Ausnahmen längst im Grabe lagen. Ich habe mir oft gedacht, daß die Humanität und die Sanftheit im Charakter des Fürsten, die ihm selbst seine Feinde nicht absprechen können, eine Folge der Erziehung dieses ausgezeichneten Mannes ist.

„Ich habe den Fürsten selbst vor nicht langer Zeit noch von ce cher père Langlois als von einem der besten und wohlwollendsten Menschen sprechen hören und seine Freundschaft und herzliche Zuneigung für ihn überdauerte alle Wechsel des Glücks und der Politik. Der Fürst hatte ihm, glaube ich, ein hübsches Jahrgeld bis zu seinem Tode ausgesetzt, aber das hinderte ihn nicht, seinen ehemaligen Lehrer von Zeit zu Zeit mit einem wünschenswerthen Geschenke zu überraschen, wenn er durch irgend ein unbedachtes Wort oder eine mißfällige Reflexion das Vorurtheil des alten Professors verwundet, und es war ein eigenthümlicher Anblick, sich, durch die Macht der alten Verbindung, den mächtigen Geist des Fürsten vor dem Tadel des alten unbedeutenden Mannes beugen zu sehen! Ich bin oft bei diesen

Besuchen gegenwärtig gewesen und habe stets ein großes Vergnügen an den Beweisen der Zärtlichkeit und der treuen Anhänglichkeit dieses seltenen Paares gefunden. M. Langlois trug noch im Jahre 1828 dasselbe Costüm, das er vor der Revolution getragen: einen langschößigen schwarzen Rock ohne Kragen, mit einer langen Reihe Knöpfe, schwarze Beinkleider und seidene Strümpfe, und große Schuhe mit silberplattirten Schnallen. Er trug einen langen Zopf und war tüchtig gepudert. Die große silberne Tabaksdose, die er aus den Tiefen seiner Taschen hervorholte und das bunte Schnupftuch, dessen er sich mit lautem Geräusch bediente, führten meinem Gedächtniß jedes Mal die ganze Heerde der savans crasseux des achtzehnten Jahrhunderts zurück.

„Lassen Sie uns zum Gegenstande unseres Gesprächs zurückkehren. Im Collegio selbst entschloß sich Charles Maurice, mit männlichem Eifer zu studieren. Schon im zweiten Jahre nach seiner Aufnahme erhielt er den ersten Preis seiner Klasse, obgleich der Kampf mit den Knaben hart gewesen sein mag, die schon seit manchem Jahr im Collegio waren, während er noch barfuß durch die Thäler von Perigord lief. Drei Jahre flohen ihm leicht genug im Collegio vorüber. Seine Studienzeit hatte indessen nur wenig Abwechslung, denn

während der ganzen Zeit war er einer der wenigen Unglücklichen, die von ihren Eltern gezwungen wurden, die kurzen Ferien im Colleg zuzubringen. Seine Mutter kam nur selten, ihn zu besuchen, und kam niemals allein. Sie war meist von einem berühmten Pariser Wundarzt begleitet, der das Bein des Knaben untersuchte und ihm durch ein orthopädisches Verfahren gleiche Länge mit seinem Genossen zu geben suchte, und den armen Jungen so quälte, daß er nur mit Widerwillen dem Rufe in's Sprachzimmer und der Ankündigung folgte, daß madame la mère ihn erwarte. Ich habe ihn oft von der Pein dieser Besuche und von dem Schmerze der Heimathlosigkeit sprechen hören, die sich seiner bemächtigte, wenn die andern Knaben während der Feiertage in ihre Heimath reis'ten, aber ich habe ihn niemals ein hartes oder verdammendes Wort über seine Mutter aussprechen hören.

„Es war in dieser Zeit, daß sein Vater an den Folgen einer Wunde starb, die er mehrere Jahre früher in einem Treffen erhalten, und Charles Maurice war jetzt der Graf von Talleyrand, das Haupt des Zweiges der Familie, zu welcher er gehörte. Inzwischen war auch der jüngere Bruder, Archambaut, ebenfalls von seiner Amme zurückgekehrt; aber er war glücklicher gewesen, seine Glieder waren gesund und stark, wie Gott

sie ihm gegeben. Kein unglücklicher Zufall, sondern die Folge grober Vernachlässigung hatte die Schönheit und Ebenmäßigkeit seiner Gestalt entstellt. So geschah es eines schönen Tages, in natürlicher Folge dieses glücklichen Umstandes, als er seine Studien im Colleg Louis le Grand beendet hatte, daß ein großer, schwarzrockiger Priester bei ihm erschien und ihn aus der Mitte seiner Freunde nach dem alten grausigen Seminar St. Sulpice führte. Hier erfuhr er aus dem Munde des Superiors selbst, daß, nach dem Beschlusse eines Familienrathes, vor welchem keine Appellation galt, ihm das Recht der Geburt genommen und auf seinen jüngern Bruder übertragen worden sei.

„„Weshalb das?“ stotterte der Knabe, unfähig, seine Bewegung zu verbergen.

„„Er ist kein Krüppel!“ war die rohe und grausame Antwort.

„Es muß der unvernichtbare Eindruck dieses Augenblicks, der Nachhall dieser herzlosen Worte gewesen sein, welche den Fürsten zu Dem machten, was er noch heute ist. Wer konnte die Gefühle des Jünglings beim Anhören dieser ungerechten Entscheidung beschreiben? War es Verzweiflung, die Gabe der Hölle, oder Resignation, das gesegnete Geschenk des Himmels, das ihn ohne Murren den schwarzen Rock mit der Uni-

form des Collegiums vertauschen ließ? Niemand vermag die Gefühle zu ahnen, die damals seine Seele durchkreuzten — denn er selbst hat über diese fürchterliche Katastrophe auch im Kreise seiner vertrautesten Freunde niemals ein Wort gesprochen. Es ist gewiß, daß diese einzige Stunde die Bitterkeit und die Pein eines ganzen Lebens in sich schloß.

„Aus der Art und Weise aller Entschließungen seines Lebens geht hervor, daß sein Entschluß im Augenblicke gefaßt war. Er murrte nicht — er bat nicht um Aenderung des harten Spruches, denn er wußte, daß es vergeblich sein würde. Er suchte sich sogleich, äußerlich wenigstens, an alle die endlosen Ceremonieen und Gebräuche der Hausordnung des Seminars zu gewöhnen, aber sein ganzer Charakter war mit Einem Schlage verändert, seine ganze Natur umgeformt und in ihrer ersten kindlichen Richtung vernichtet. Was auch Historiker schreiben und leichtgläubige Leser glauben, er war niemals „ein schweigsamer Knabe, der den Spielen seiner Genossen nachdenklich zusah," wie ich kürzlich in einer neulich erschienenen Biographie las. Er war zuerst das Gegentheil. Im Collegio Louis le Grand war er seiner außerordentlichen Geschicklichkeit in körperlichen Uebungen wegen, trotz seiner Lahmheit, berühmt, und die Tradition dieser seltsamen Erschei-

nung hat sich bis heute unter den Generationen der Schüler fortgepflanzt. Er war trotz seiner Lahmheit kräftig und kühn. Er verdankte dies der Bewegung in frischer Luft während der Jahre seiner frühesten Kindheit. Seine Gemüthsart war sanft und schmiegsam, und seine einzige Waffe der Vertheidigung, wenn er angegriffen wurde, war die Zunge. Seine scharfen und spitzen Reden waren der Schrecken seiner Kameraden. Eben damals lernte er auch, daß die Kunst, Andere zu beherrschen, die Folge der Selbstbeherrschung sei. Es ist in der That Schade, daß uns alle seine bon mots aus jener Zeit gänzlich verloren gegangen sind — sie müssen in der ersten Frische seiner geistigen Kraft entzückend gewesen sein.

„Im Collegio Louis le Grand war er von einer Schaar kühner und ehrgeiziger Geister der jungen Generation jener Zeit umgeben gewesen, von Knaben aus allen Klassen der Gesellschaft, mit demselben Durst nach Ruhm und Auszeichnung erfüllt. Alle diese Kinder lebten in ahnender Ueberzeugung, daß ein neues Licht über der Welt aufgehen werde, daß der Triumph des Geistes über die Materie nahe herbeigekommen sei und daß die Macht der rohen Gewalt sich endlich der Macht des Geistes ergeben müsse. Ein Geist der Unzufriedenheit herrschte in allen Schulen. Die Tage

waren vorüber, wo die Knaben von edlem Blute sich zuerst an die Tafel setzten und von den Kindern der Roturiers bedient werden mußten. Bei Tische und in der Klasse und auf den Spielplätzen waren die Söhne der Armen und Reichen, des Adels und der Bürgerschaft unter einander gemischt. Der hochgeborne Dummkopf, der nur im Collegium verweilte, um die Jahre bis zu seinem Eintritt in die Armee hinzubringen, hatte keinen Vorzug mehr vor dem Sohne des Plebejers, der sich mit angestrengtem Fleiße um Kenntnisse bemühte.

Schon in dem ersten Kampfe auf der Schule stellten sich die Anlagen des jungen Talleyrand glänzend heraus. Seine Stellung beim Eintritt in das Collegium war sehr unbestimmt und ungünstig gewesen. Er kam wild und unerzogen von Perigord an, und unbekannt mit dem einfachsten Begriffe der socialen Stellung des Adels, fand er keinen Platz unter den Adeligen, während ihn die Roturiers mit offenen Armen empfingen. Aber schon nach dem ersten halben Jahre war er durch die Gewalt seines Genie's der Beherrscher und Rathgeber beider Parteien. Es sind dies Thatsachen, die in dem Gedächtnisse einiger alter Jugendgenossen des Prinzen bis heute fortleben und die frühe Entwickelung der geistigen Kraft eines Mannes

beweisen, der bestimmt war, die Herrscher der Welt zu beherrschen.

„Ich habe so lange bei der Jugendgeschichte des Fürsten verweilt, weil die Ereignisse derselben wohl geeignet sind, Aufschluß und Entschuldigung über und für manche seiner Handlungen in spätern Jahren zu geben.

„Das war das Leben des Fürsten im Collegio Louis le Grand. Jetzt, im Seminar, trat er unter Geschöpfe, sehr verschieden von der kühnen und unabhängigen Jugend, die er verlassen. Seine neuen Genossen waren, wie er selbst, fast Alle Söhne armer adeliger Familien; aber sie waren, was er nicht war, entweder jüngere, oder natürliche Söhne. Nicht Einer von diesen war, wie er selbst, beraubt, Niemandem der Name und das Recht der Erstgeburt entzogen worden. Deshalb vermochte auch Keiner von ihnen die Bitterkeit seines Schmerzes mit ihm zu empfinden und durch den Trost der Sympathie zu erleichtern. Anstatt der Verschiedenheit der Charaktere, die seinen Aufenthalt im Collegio so interessant gemacht und seinem mächtigen Geiste so vielfältige Nahrung gegeben, war er jetzt in die Mitte von Wesen geführt, die alle aus gleichen Motiven handelten und denselben Einblick in dieselben Charaktere gewährten. Der schläfrige Traum

des Lebens von St. Sulpice wickelte sich in kirchlichen Ceremonieen und Formen ab, und die kirchlichen Ehren, Reichthümer und Würden waren, je nach dem Charakter der Träumer, das Ziel ihres Strebens. Der stets bereite Witz, die lebendige Fassungsgabe des jungen Talleyrand konnten in einer Gesellschaft nicht gewürdigt werden, wie sie im Jahre 1770, beim Eintritte Talleyrands im Seminar St. Sulpice versammelt war, von einer Gesellschaft, deren düstere Gedankenrichtung sich im Weihrauchnebel der Kirchen verlor.

„Es ist ergötzlich, den Fürsten von der Zeit erzählen zu hören, die er in dem Seminar zubrachte, das in Vaugirard in der Nähe eines Ortes lag, wo die Herzogin von Orleans, die Mutter des jetzigen Königs Louis Philipp, ein glänzendes Schloß besaß. Hier pflegte sie die Crême der Pariser Gesellschaft zu versammeln, und auf dem kleinen Theater im Schlosse wurden zuerst viele der berühmten Stücke jener Zeit gegeben, die nachher in der Hauptstadt so großes Furore machten. Bei diesen Vorstellungen gegenwärtig zu sein, war eine Ehre, welcher die armen Seminaristen natürlich nicht theilhaftig wurden, deren Ohren im Gegentheil während der langen Sommernächte durch das Gerassel der Wagen und den Lärmen der Dienerschaft gequält wurden, welche Alles, was schön

und vornehm in Paris, an den Mauern des Klosters vorüberführten, wenn dessen priesterliche Bewohner längst schon in heiliger Ruhe schlafen sollten. Aber der junge Talleyrand schlummerte nicht. Er schaute stundenlang durch die schmale Oeffnung der Jalousieen, welche nach dem Befehle des Aufsehers streng geschlossen sein sollten, und suchte sich mit klopfendem Herzen ein Bild der Gesichtszüge und der Gestalten der hübschen Inhaberinnen der vorübereilenden Wagen zu entwerfen, bis endlich seine Sehnsucht, diese Gemälde in Wirklichkeit zu sehen, unwiderstehlich wurde, und er beschloß, koste es was es wolle, sie zu befriedigen. Und kaum war der Entschluß gefaßt, als er auch ihn auszuführen eilte.

„In einer schönen Augustnacht also erkletterte er, ohne Hilfe und ohne einen Vertrauten (er hat niemals eines Menschen Vertrauen begehrt, noch Jemandes Rath gefordert) die alte Gartenmauer und sprang hinten auf einen der Wagen, die seine Sehnsucht so sehr aufgestachelt hatten. Er muß jetzt noch zuweilen über das Selbstvertrauen lächeln, mit dem er sich, obgleich erschreckt und erröthend, unter die Gesellschaft mischte, die eben auf dem Perron des Schlosses ausgestiegen war. Er war über seine eigene Unverschämtheit verwundert, als er sich bequem im Parterre des Theaters

sitzen sahe mit einem Offizier von der Garde an der einen, und einem kleinen zierlichen Abbé Petit-maître an der andern Seite. Er konnte kaum glauben, als er die glänzende Versammlung überblickte, daß er nicht träume, und er bedurfte einiger Augenblicke, um an die Wirklichkeit seines Hierseins zu glauben.

„Als sich der Vorhang erhob und das Spiel begann, stiegen Verwunderung und Entzücken. Es war Racine's „Phädra", die aufgeführt wurde, und die berühmte Mademoiselle Contat, welche die Phädra gab, war in mehr als Einem Sinne die Heldin des Abends. Sie war just aus dem Gefängniß des Fort L'Evêque entlassen, wo sie eine Zeitlang eingesperrt worden war, weil sie es verschmäht hatte, das Pariser Parterre zu entzücken und seine Autorität anzuerkennen. Der Enthusiasmus erreichte seine höchste Höhe bei ihrem Erscheinen. Der Parteigeist war so hoch gesteigert, daß er Duelle zwischen alten Freunden hervorrief und in Folge verschiedener Meinungen über ihr Betragen in dieser Sache, alte und langjährige Verbindungen zerrissen wurden. Madame de L., eine große Patronin des Schauspiels, hatte nicht Anstand genommen, sich selbst zum öffentlichen Gespräch zu machen, indem sie die schöne Emilie in ihrem offenen Wagen mit weinenden Augen und aufgelöstem Haar am hel-

len Tage und im Angesicht von ganz Paris nach dem Gefängnisse führte. Ein neues Parfüm, Carmes de Contat, war unerläßlich geworden. Besser ohne Schnupftuch zu gehen, als ohne dies Parfüm bei sich zu tragen. Es war nur ein einziger Zufall, der hier von Thränen und Seufzern abzulenken vermochte. Der Polizeiofficiant, der mit der Verhaftung der Mademoiselle Contat beauftragt gewesen, hatte sie in hochtragischer Stimmung getroffen. „Nehmt Alles!“ rief sie mit theatralischem Pathos; „nehmt meine Freiheit, mein Leben, meine Ehre könnt Ihr mir doch nicht nehmen.“ „Fürchten Sie nichts, Mademoiselle!“ antwortete der Mann: „où il n'y a rien, le roi perd son droit!“

„Einige hatten dies Witzwort belacht, Andere hatten es tief als den härtesten Schlag von Allem gefühlt. Mit Einem Worte, ihre Bestrafung war zu einem Ereigniß geworden, über welches man für einige Zeit alles Andere, die Politik und sogar die Finanzen vergaß. Sie können sich also leicht den Sturm des Entzückens denken, welchen die Erscheinung der Mademoiselle Contat auf diesem kleinen Theater der guten Gesellschaft vor einem Auditorium hervorrief, dessen Abgott sie war, und das ihre Einkerkerung als eine persönliche Beleidigung betrachtet hatte. Alle Anwe-

senden erhoben sich und begrüßten sie mit lautem Applaus. Es wurde mit den Händen geklatscht und mit den Füßen gestampft — man weinte salzige Thränen — man umarmte zärtlich seine Nachbarn ... so groß war die Freude über die Rückkehr der großen Contat! Charles Maurice allein blieb ungerührt inmitten dieser aufgeregten Scene, denn er kannte ihre Bedeutung nicht, bis der Gardeoffizier ihn endlich in die Rippen stieß und der parfümirte Abbé sich ihm an den Hals warf und ihn unter Thränen bat, um des Himmels willen in die Hände zu klatschen, wenn er sicher sein wolle, nicht im nächsten Augenblick umgebracht zu werden.

„Als der Lärm sich legte und das Spiel begann, wuchs die Lust des jungen Talleyrand zum niegekannten Entzücken. Ich habe ihn oft sagen hören, wie er im Zenith seiner Laufbahn stand, daß er sich nicht erinnere, jemals wieder ein Vergnügen genossen zu haben, wie an jenem denkwürdigen Abend. Während der ganzen Vorstellung befand er sich in einem Zustande vollkommener Bezauberung, und als sie beendet war, weinte er bei dem Gedanken der Möglichkeit, es nicht wieder zu sehen. Dem Spiele folgte ein Souper und nach diesem ein Ball, der ohne Zweifel bis zur Morgendämmerung währte, obgleich unser Seminarist es

für gerathener hielt, aus Furcht vor Entdeckung seinen Rückzug nach dem Seminar anzutreten. Er bewerkstelligte dies zu Fuß und mit großer Schnelligkeit und hatte sich eben gemächlich in's Bett gelegt, als der verhaßte Klang der Klosterglocken ihn wieder aufjagte, bevor er noch eingeschlafen war. Lange Zeit verging, ehe er wieder ruhig wie sonst in seinem Bette schlief. Das Unternehmen dieser Nacht hatte ihm eine Aussicht auf verbotene Genüsse eröffnet, von denen er sich vorher nichts hatte träumen lassen, und die Möglichkeit, mit Fassung zum langweiligen Leben des Seminars zurückzukehren, war für immer vorüber. Seine Leidenschaft für Demoiselle Contat war der einzige Gedanke seiner Seele geworden und er wußte Mittel zu ihrer Befriedigung zu finden. Nacht um Nacht entflohe er seinem Kerker, um (nach ihrer Rückkehr zum Théâtre Royal) nach Paris zu wandern und sie spielen zu sehen. Zuweilen, bei dem nächtlichen Gottesdienst großer Feste, oder wenn der Pater Prior seine Untergebenen mit einer überlangen Erzählung am Tische gefesselt hielt, konnte der arme Junge seine Reise erst vollenden, wenn es zu spät war, und oft hatte er das verdrießliche Unglück, im Theater erst dann anzukommen, wenn der Vorhang bereits gefallen war und seine Göttin vor seinen sehnsüchtigen Blicken verbarg. Er

erinnert sich oft dieser Momente voll Gefahr und Aufregung als der glücklichsten seines Lebens.

„Just in dieser Zeit begegnete ihm ein romantisches Abenteuer, das er selbst jetzt noch nicht ohne lebhafte innere Bewegung erzählen kann. Es trägt den Charakter der Ereignisse, die in den Novellen der damaligen Zeit fast ausschließlich behandelt wurden. Er kehrte eines Tages mit Büchern und Papieren beladen aus der Bibliothek der Sorbonne zurück, als ihn ein heftiges Unwetter und der strömende Regen zwangen, in einem Thorwege der Straße du Pot de Fer unterzutreten. Diese Straße und ihre ganze Nachbarschaft waren damals voll von Klöstern und kirchlichen Etablissements. Die Benedictiner, die Carmeliter, die Cordeliers und viele andere Orden hatten damals ihre Häuser in der Umgegend des Platzes St. Sulpice, so daß man ganze Straßen zwischen dunkeln Mauern hernieder wandern konnte, ohne eine Zuflucht vor dem strömenden Regen zu finden, denn die Thüren der Klöster waren stets sehr ungastlich geschlossen. Es gab nur einen einzigen Ort in der ganzen Straße, wo der Wanderer hoffen konnte, einen Augenblick untertreten zu können, und der junge Talleyrand kannte ihn wohl. Es war dies ein kleiner Bogengang, der zu einem Klo-

ster der Benedictinerinnen führte, dessen Haupteingang in der Straße de Vaugirard war!

„Es war ein langer enger Gang und so finster, daß es unmöglich war, einen hier Verborgenen zu erkennen, ein köstlicher Zufluchtsort für Diebe und Räuber. Hier hatte der Jüngling einige Augenblicke den Regen beobachtend gestanden, der in Strömen herabgoß, als er, just in Begriff weiter zu gehen und sich einen angenehmern Aufenthaltsort zu suchen, plötzlich die Anwesenheit eines andern Wesens bemerkte. Er erzählte, daß er im ersten Augenblick bestürzt gewesen sei, aber da es weder mit seinem Charakter noch mit seinem Alter verträglich war, irgend Etwas, das einmal seine Aufmerksamkeit erregt, ununtersucht zu lassen, so verließ er seinen Platz mit einer kräftigen Anstrengung und rief ein mannhaftes: „Qui vive?“

„Dieser Ausruf wurde durch einen schwachen, halb erstickten Schrei beantwortet, der aus dem entferntesten Winkel des dunkeln Ganges hervorschallte. Der junge Mann ging ohne Zögern darauf zu, und entdeckte eine dunkle und formlose Gestalt in einen Winkel an der Schwelle der Klosterthür niedergekauert, wo es so finster war, daß man auf Armslänge Niemanden zu erkennen vermochte. Er erkannte bald eine weibliche Gestalt, streckte seine Hand nach ihr aus und sagte

freundlich: „Was fürchten Sie? — Weshalb haben Sie sich hier verborgen? Ich will Ihnen helfen, wenn ich es vermag."

„Bei diesen Worten erhob sich die Gestalt eines reizenden Mädchens, die kaum das Kindesalter überschritten, in dem schwarzen Gewande einer Nonne. Er nahm sie freundlich bei der Hand und führte sie an's Licht. Das arme Mädchen war so erschrocken, daß sie nicht den geringsten Widerstand leistete, und sie an den Eingang des Ganges führend, zog er den Capuchon, der ihr Gesicht verhüllte, zart und leise zurück und bat sie, sich nicht zu fürchten. Sie sahe ihm mit einem Ausdruck von Angst und Zweifel in's Gesicht, aber die Freundlichkeit, die sie in seinen Zügen las, mußte sie sogleich beruhigt haben, denn sie sagte flüsternd: „O nein — ich weiß, Ihr werdet mich nicht verrathen — aber wie vermögt Ihr mir zu helfen? Ich bin für immer verloren!" und dann verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und schluchzte laut.

„Der Jüngling betrachtete das Mädchen mit einem Gemisch von Staunen und Verwunderung. Niemals bis zu dieser Stunde, sagte er uns oft, hat er ein Gesicht von größerer Schönheit gesehen als das, was ihm damals im Halbdunkel des Ganges erschien. Es war ein zartes und feines Gesicht mit großen, mandelför-

mig geschnittenen Augen und gewölbten Brauen, mit einer ruhigen schneeweißen Stirn, wie sie ein genialer Maler der Maria verliehen haben möchte. Ihr Haar umhing in tropfenden Massen, vom Regen durchnäßt, ihr Gesicht, ihr fein geschnittener Mund ließ zwei Reihen der schönsten Perlenzähne sehen. Ihr Gesicht glühte trotz dem Schrecken und ihrer ungewöhnlichen Lage gleich der Rose von Damascus, während das glänzende Lustre ihrer Augen ihn fast verwirrte. Durch seine Geduld und seine Freundlichkeit erlangte er bald das Vertrauen des kleinen Mädchens, und sie erzählte ihm, obgleich noch in großer Unruhe, die rührende Geschichte ihres Unglücks.

„Sie sagte, sie wäre Novize des Klosters der Benedictinerinnen in der Straße de Vaugirard, und dieser Gang ein Theil des Gebäudes. Sie war seit ihrem vierten Jahre in diesem Hause und es war ihr niemals — sie war jetzt funfzehn Jahr alt — gestattet worden, die Klostermauern zu überschreiten. Sie hatte sich oft gesehnt, sagte sie, die Welt zu sehen, welche die andern Novizen und Pensionairinnen ihr so schön beschrieben. Sie hatte oft gebeten, inständig gebeten, eine der Laienschwestern begleiten zu dürfen, wenn sie in die Umgegend ging, um eine kranke Nonne zu besuchen, welche zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit auf dem

Lande war, aber es war ihr stets abgeschlagen worden. Denn da es ihre Bestimmung war, ihr ganzes Leben in dem alten Kloster zuzubringen, hatte man es für besser gehalten, sie nie die Außenwelt sehen zu lassen, und diejenigen, die mehr Erfahrung hatten, als sie selbst, wußten, welcher Schmerz ihr erspart werden würde, wenn sie nie etwas Anderes, als das Kloster und seine Umgebung kennen lernte. Sie hatte am Donnerstage zuvor ihr Gelübde ablegen sollen, aber sie war so krank gewesen, daß die Feierlichkeit auf folgende Woche verschoben war, wo sie für ihre übrige Lebenszeit den schwarzen Schleier nehmen sollte. Ihr Name war, wie sie hinzufügte, Constanze de V., aber sie kannte weder Eltern noch Verwandte noch Freunde. Ein Notar hatte stets die Summen für ihre Erziehung &c. bezahlt, und sie hatte keine Hoffnung, ein Stückchen der Welt zu sehen, nach der sie sich so sehr sehnte. Sie sagte dies mit einem tiefen Seufzer und mit einem so sehnsüchtigen Blick auf die dunkele, schmutzige Straße, wo der Regen noch in Strömen herabfloß, daß der Hörer bis zu Thränen gerührt wurde.

„„Aber, wie kommen Sie hierher, Mademoiselle, und in diesem Zustande?“ sagte er, auf ihren durch und durch durchnäßten Anzug deutend.

„„O, ich habe Ihnen noch nicht Alles gesagt!“

antwortete sie zögernd. „Ich weiß, daß ich Unrecht gethan habe, aber meine Strafe kommt meiner Sünde gleich;“ und sie blickte schaudernd in den dunkeln Gang nach der Straße zu. „Aber es war so. Ich hatte seit vier Wochen krank im Bette gelegen und während der letzten Nacht, wo ich nicht schlafen konnte, dachte ich mir die Welt so schön, die ich nicht sehen sollte. Ich betete zur heiligen Jungfrau, diese sündlichen Gedanken von mir zu nehmen, aber sie erzeigte mir diese Gnade nicht und gegen Morgen wurde meine Sehnsucht so unwiderstehlich, daß ich, als Schwester Martha, die bei mir wachte, mich verließ, um zur Frühmette zu gehen, mich von meinem Lager erhob, um einige Minuten im äußern Klosterhofe umherzugehen, in der Hoffnung, daß die frische Luft die Gluth des Fiebers lindern würde, das in meinen Adern brannte. Ich hatte oft vorher gebeten, in den Garten gehen zu dürfen; aber sie sagten, es sei dort zu kalt und zu dumpfig und ich würde kränker werden, wenn ich unter den Bäumen umherginge. Wohl! Ich ging rund um den Hof, hörte auf die Glocken von St. Sulpice, und dachte eben daran, was unsere Aebtissin sagen würde, wenn sie das Entzücken kennte, im grünen Grase im kühlen Schatten der Bäume zu liegen, als der Teufel, der, wie Schwester Martha mir oft sagte, bereits halb

meine verlorene Seele in Besitz genommen, mich diesen Weg führte. Die Thür stand halb offen; Mutter Jeanne, die Femme de peine, hatte eben den dunkeln Gang mit Besen und Eimer verlassen. Wie die Thür offen geblieben, kann ich nicht sagen, es muß, wie Schwester Martha behauptete, des Teufels Werk gewesen sein. Mein Herz klopfte heftig beim Anblick der offenen Thür. Ich dachte daran, zu fliehen, aber die Versuchung war stärker und ich kam durch den finstern Gang in die Straße. Kaum hatte ich mich einen Augenblick umgesehen, als mein Verlangen nach dem Platze, der, wie man mir gesagt hatte, am Ende der kleinen Straße war, immer brennender wurde und ohne mich weiter zu bedenken, durchrannte ich den Gang und war im Freien. Ich wollte nur einen Blick auf den Platz werfen und dann unmittelbar hierher zurückkehren. Ich hielt es für möglich, in meiner Krankheit sterben zu können, und es schien mir hart, eine Welt verlassen zu müssen, die, wie sie sagen, Gott so schön geschaffen hat, ohne dieses alte Gebäude verlassen zu haben, und so schritt ich in die Straße hinaus mit größerem Vergnügen, als ich, in Anbetracht der Sünde, hätte empfinden sollen. Ich verhüllte den Kopf in den Capuchon und schritt schnell die Straße zur Linken hinab. Aber ich war noch nicht weit gegangen, als

ich bemerkte, daß die Straße nicht die war, welche zu dem schönen Platze führen sollte, und daß ich mich verirrt hatte. Während des ganzen Weges begegnete ich nicht einer Seele und ich dachte nicht sogleich daran, daß mich mein Kleid sogleich verrathen haben würde. Ich war entschlossen, sogleich zurückzukehren, aber in demselben Augenblicke erhob sich der Sturm, und der Regen strömte so heftig, daß mein Kleid sogleich durchnäßt war. Ich lief mit der ganzen Schnelligkeit, deren ich fähig war, diesen finstern Gang wieder zu erreichen, aber, denken Sie sich mein Entsetzen, als ich die Thür, deren Schlüssel ich mit mir genommen, geschlossen und von innen verriegelt fand. Mütter Jeanne mußte die Abwesenheit des Schlüssels bemerkt und die Thür von innen verriegelt haben. O, ich bin verloren! Sie haben es wahrscheinlich bereits schon der Mutter Aebtissin gesagt!"

„Als das arme Kind ihre Erzählung beendigt, brach sie wieder in einen Thränenstrom aus. Der junge Seminarist versuchte sie zu beruhigen und erbot sich zum großen Thor zu gehen und ihr Eintritt zu verschaffen, aber das zitternde Mädchen hing sich so fest an ihn, daß er sie nicht zu verlassen vermochte.

„„Nein, o nein, verlassen Sie mich jetzt nicht," rief sie. „Ich kann hier nicht allein bleiben. Was

soll ich sagen, wenn sie kommen und mich hier finden? Sie werden kommen, ich weiß es, und mich unter Vorwürfen zurückführen!“

„Während sie sprach, zitterte sie wie Espenlaub vor Furcht, und ihr Gesellschafter war genöthigt, sie mit seinem Arm zu umschlingen, um sie vor dem Fallen zu bewahren. Jetzt bemerkte er mit Entsetzen, daß sie im heftigsten Fieber zitterte und daß sie unter ihrem Kleide nur ihren Nachtanzug trug. Es schmerzte ihn tief, dieses zarte Geschöpf vor Fieberfrost zittern und bis auf die Haut durchnäßt zu sehen. Es konnte ihr Tod sein. Etwas mußte geschehen. Er durfte sie nicht verlassen. Sie war in einem Zustande, in dem sie todt zur Erde hätte fallen können, wenn er sie verlassen hätte. Eben so wenig konnte er sie in dem strömenden Regen zum großen Thore des Klosters führen. Der Scandal, wenn sie beide in ihrem Costüm über die Straße gingen, würde fürchterlich gewesen sein. In dieser furchtbaren Lage ging er zur Thür und steckte den Schlüssel in's Schloß. Er schüttelte mit aller Kraft an der Thür und — Gott sei Dank! — sie gab nach. Ein Schrei der Freude entfloh den Lippen der schönen Constanze. Die alte Pförtnerin hatte die alte eichene Bank vor die Thür gestellt, die für ihre eigenen Anstrengungen ein eiserner Wall gewesen

war. Sie lachte fast convulsivisch vor Freude, als der junge Talleyrand die Thür hinreichend geöffnet hatte und sich bemühte, ihr hindurchzuhelfen. Die Hand, die sie ihm reichte und die ihm vor wenigen Augenblicken fast glühend geschienen, war jetzt kalt wie Marmor. Er drückte einen Kuß darauf, bevor er die Thür für immer schloß; und als er fand, daß sie dieselbe nicht zurückzog, sondern ihm dankte und ihn segnete und ihn den Retter ihres Lebens nannte, schloß er die Thür mit einem plötzlichen Rucke, denn er vermochte es nicht länger zu ertragen. Er stand einen Augenblick am Schlüsselloch und horchte auf den Schall ihrer Tritte. Sie müssen sehr leicht gewesen sein, denn er hörte sie nicht. Dann ging er, unempfindlich gegen Sturm und Regen, eilig zum Seminar zurück.

„Die Bücher, welche der junge Student von der Sorbonne mitgebracht hatte, blieben für diesen Tag unberührt. Sein Geist war zu sehr mit der Erinnerung an das schöne Mädchen beschäftigt. Am andern Morgen umwanderte er zu wiederholten Malen die Klostermauern, aber er vermochte kein lebendes Wesen zu entdecken. Am dritten Tage vermochte er seine Ungeduld nicht länger zu zügeln. Er schickte einen Commissionair in's Kloster, um im Auftrage einer vornehmen Dame sich nach der Gesundheit der Made=

moiselle Constanze de V. zu erkundigen. Die Antwort, welche der Commissionair zurückbrachte, war die, daß Mademoiselle Constanze in einem Fieberanfall, wo sie einige Augenblicke unbewacht gewesen, ihr Lager verlassen und zwischen den Klöstern umhergegangen sei. Man habe sie endlich durchnäßt auf der eichenen Bank an der porte de service des äußern Hofes gefunden, bewußtlos und bewegungslos und wahrscheinlich schon seit längerer Zeit todt. Sie war mit Tagesanbruch begraben worden und Mademoiselle de Breteuil, die Lieblingspensionairin der Aebtissin, hatte Erlaubniß erhalten, auf ihre Zelle zu gehen, ihre Vögel einzufangen und bis zur Ankunft einer andern Pensionairin der armen Constanze Zimmer zu bewohnen. Die Aebtissin war böse auf Schwester Martha, daß sie vom Bette des kranken Mädchens gewichen, aber, da sie zur Frühmesse gegangen, konnte sie nicht gestraft werden.

„Das war das Schicksal des schönen Mädchens gewesen! Die Erde bedeckte sie wieder, bevor sie noch das ersehnte Licht gesehen; der erste Schritt in die Welt, nach der sie so heiß sich gesehnt, hatte sie in's Grab geführt und beim Vergleich seines Schicksals mit dem ihrigen, fühlte der junge Seminarist, daß er kein Recht habe sich zu beklagen. Er hatte seine Kindheit wenigstens in frischer Luft und Bewegung, im Genuß

der herzlichen, wenn auch rauhen Zärtlichkeit seiner Pflegeeltern zugebracht, während das arme Kind, dessen sterbenden Händedruck er noch fühlte, nie die dunkeln Mauern seines Gefängnisses verlassen hatte.

„Dies Ereigniß machte einen großen Eindruck auf M. de Talleyrand. Er fing an mit größerem Eifer zu studieren und seine Genossen zu überflügeln, wie er dies auf dem Louis le Grand gethan. Seine Reden bei dem monatlichen Examen, den man zu St. Sulpice abhielt, waren Meisterstücke von Verstand und Logik und wurden für würdig gehalten, im Archiv des Klosters aufbewahrt zu werden — eine ungeheure Ehre für einen so jungen Mann. Er war jetzt siebzehn Jahre alt. Man beschloß, ihn seine theologischen Studien auf der Sorbonne beendigen zu lassen, und in dieser kurzen Zwischenzeit zwischen dem Seminar und der Sorbonne war es, wo er zuerst im elterlichen Hause wohnte.

„Wenn Sie von guten alten Zeiten sprechen, so denken Sie daran, daß der Fürst von Talleyrand siebzehn Jahre alt war, bevor er noch eine Nacht unter seines Vaters Dache geschlafen hatte! Wohl hatte Jean Jacques Recht, den Donnerkeil seiner Verwünschungen auf die feinen Damen niederzuschleudern, diesen „Marâtres sans entrailles“ jener Zeit.“

Mein Freund schwieg, zu meinem großen Leidwesen, jetzt still, um mir die Schönheit der Gegend von dem Punkte aus zu zeigen, den wir jetzt erreicht hatten.

„Was ist das für eine Ruine?“ fragte ich, auf verfallene Trümmer nicht weit von uns deutend.

„Ach, das ist keine Ruine,“ antwortete C. lachend, „es ist gerade das Gegentheil, ein unvollendetes Gebäude. Die Geschichte dieser Ruine wird Sie mehr amusiren als alle Geschichten von der Person, von welcher sie herrührt. Der Fürst nannte sie die „Folie Princesse“ und ich werde Ihnen diese Geschichte mittheilen, während wir heim fahren.“

Ende des ersten Theils.